©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Zwischen Barock und Romantik.

Skizzen zur Geschichte der Aufklärung in Oberösterreich.

Von
Hans Sturmberger.

Das Bild der Aufklärung ist nicht so eintönig, daß man sie mit dem Begriffe des Rationalismus gleichsetzen könnte. Sie ist im Gegenteil von einer außerordentlichen geistigen Vielfalt und bietet ein reiches und buntes Bild geistigen Strebens; sie erscheint von tiefster Bedeutung, weil sie die durch die Reformation unterbrochene Verweltlichung des abendländischen Denkens, die in der Renaissance eingesetzt hatte, vollendete. Sie ist jedoch flacher als die Renaissance, mit der sie viel verbindet, zu der sie aber auch in wesentlichen Dingen im Gegensatz steht[1]), weil sie die Errungenschaften ihres Jahrhunderts propagandistisch in die Massen wirft. Es hat jede Zeit nicht nur ihr Eigenstes, das ihr Profil prägt und sie aus ihrem innersten Wesen heraus uns als Einheit erscheinen läßt. Immer ragen Ideen und Gedanken aus der Vergangenheit herüber in die neue Epoche und gleichzeitig untergraben bereits neue geistige Strömungen den Grund einer scheinbar unbeschränkt herrschenden Zeit. Aber nicht in diesem allgemeinen Sinn ist die Aufklärung bunt. Aufklärung bedeutet unendlich viel, oft scheinbar Gegensätzliches. Denn Aufklärung ist Überwindung der Scholastik, Aufklärung ist Herrschaft der Vernunft; es ist aber auch der aus dem Bedürfnis nach Verinnerlichung entstandene Pietismus mindestens ein Faktum der Aufklärung. Sie ist auch Weiterverarbeitung jansenistischer Ideen, ist Empirismus und bedeutet Reform schlechthin. In der Aufklärung erblühen die Naturwissenschaften und neben der Kultur- und Universalgeschichte erhebt sich die Forderung nach Kenntnis der Geschichte der Heimat.

Auch für Oberösterreich ergeben sowohl quer- als längsschnittliche Betrachtungen aufschlußreiche Skizzen sich verflechtender Ideen und Strömungen, die das Allgemeine bestätigen, in ihrer individuellen Besonderheit aber von einer Art intimen landesgeschicht-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

lichen Reizes sind. Gewiß war Oberösterreich unter den Einwirkungen der staatsformenden Bestrebungen des theresianischen Regiments nicht mehr im vollen Sinn ein „Land", sondern schon mehr Provinz des neuerstehenden Staates; daher ist in vielem auch die typisierende Wirkung staatlicher Maßnahmen zu ersehen.

Die Symptome der neuen Zeit traten auch in Oberösterreich frühzeitig auf und bis tief ins 19. Jahrhundert sind ihre Kräfte wirksam. Als Roman Ettenauer 1747 an Stelle der aristotelisch-scholastischen Philosophie in Kremsmünster Leibniz und Wolff einführte[2]), da hatte die Aufklärung bereits Wurzel gefaßt und die Kraft ihrer Ideen hatte sich noch keineswegs erschöpft, als fast hundert Jahre später Michael Arneth, Propst von St. Florian, in seinem durchschossenen Handexemplar der 16 Thesen des Kölner Erzbischofs Droste-Vischering, die sich gegen den Hermesianismus richteten, in seinen Glossen für das Prinzip der Vernunft eintrat[3]).

Zwischen diesen beiden geistesgeschichtlichen Ereignissen liegt Vieles und Vielerlei. Die Aufklärung, die langsam vordrang, verband sich zunächst mit der bodenständigen Barockkultur und formte sie allmählich um. Darum steht in Oberösterreich am Beginn der von der Lebensfreude des schwindenden Barocks noch verklärte, milde Typus der Aufklärung, der auf dem reichen Boden der klösterlichen Kultur wuchs, schließlich aber den radikaleren Tendenzen erliegen mußte. Es entstand hier eine experimentierfreudige Naturwissenschaft, eine Philosophie, die sich von den Resten scholastischer Übersteigerung des Formalismus freimachte, eine volksverbundene Sprachkultur, die sich auch wieder die Pflege der heimatlichen Sprache angedeihen ließ, und man sieht die Zeichen eines Versuches, die für den katholischen Bereich gefährlichen Kanten der Ideen des 18. Jahrhunderts abzuschleifen[4]).

In Linz war ein Hauptsitz jener als Josefinismus bezeichneten Sonderform der Aufklärung, die aus einer Synthese von rationalistischen, kirchenrechtlichen und kameralistischen Elementen, aus einer Verbindung allgemein aufklärerischer Gedanken mit der Idee des absolutistischen Staates unter wesentlicher Einwirkung der formenden Persönlichkeit Josefs II. entstanden war.

Somit trafen im Lande aufeinander jene aus zwei verschiedenen Quellen fließenden Strömungen, nämlich die im barocken Katholizismus verwurzelte frühe und gemäßigte Aufklärung und der ihr feindliche Josefinismus, jene sorgsam hütend die Schätze der Vergangen-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

heit, dieser nüchtern und fern aller Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen, reinigend und läuternd, wenn nötig brutal und hemmungslos das Wohl des Staates suchend. Die Ideen des Josefinismus strahlten von der Metropole des Josefinismus in Oberösterreich, von Linz, aus über das ganze Land. Sie wurden teils aufgenommen, teils heftigst bekämpft. Der landesfürstliche Schutz führte zunächst einen eindeutigen Sieg des Josefinismus herbei, der in vielem haften blieb, als seine Ideologen und Propagandisten bereits der Vergangenheit angehörten. Seine Methoden und der Radikalismus seiner Träger mögen oft abstoßend gewesen sein, aber er brachte neben vielen Schäden an kulturellem Gut, an Bibliotheken und Archiven, an unersetzlichen Kunstschätzen auch viel Gutes. Er bedeutete oft das Ende manch tatsächlicher Mißbräuche und wirkte wie durch die Idee der Toleranz mildernd auf die konfessionellen Gegensätze.

Die starke soziale Tendenz, die im 18. Jahrhundert überall zu spüren ist, kam durch den Josefinismus voll zum Durchbruch. Bereits in der barocken Mildtätigkeit sickerte diese soziale Strömung ja stellenweise durch; so z. B. finden verschiedene barocke Kirchenbauten ihre Motivierung im Streben nach Linderung der Arbeitslosigkeit. Aber im Josefinismus gehörte dieser soziale Gedanke zum Programm. Nicht nur der immer häufiger werdende Untertanenschutz ist hier zu erwähnen, auch die kirchlichen Reformen des Josefinismus, wie etwa die Pfarregulierung oder die Förderung des Religionsunterrichtes an den Normalschulen entsprangen dieser Wurzel. Die zahlreichen Postillen, Predigtbücher und Bibelausgaben waren ebenfalls auch diesen josefinischen Bestrebungen nach Bildung der Massen zuzuschreiben. Und bei dem lebhaften Wohltätigkeitswesen, welches das Josefinische Jahrzehnt auch in Linz erfüllt, ist ja die soziale Absicht offenkundig.

Aus dem josefinischen Staatsgedanken heraus vollendete sich die Provinzialisierung des Landes und das alte, landständische Regiment konnte kaum mehr ein Scheindasein führen. Die Errichtung eines Landesbistums auf Kosten des passauischen Besitzstandes war nicht nur eine Errungenschaft des absoluten Staates, der eifersüchtig darüber wachte, daß auf mittelalterlichen Rechtsverhältnissen beruhende Zustände des Neben- und Ineinanders verschiedener Rechtskreise nicht zu einer Schmälerung seiner Allmacht führen konnten; es konnte auch vom kirchlichen Denken her als im Interesse einer intensiveren Seelsorge gelegen betrachtet werden. So arrondierte

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

der josefinische Staat nicht nur, indem er die Landeshoheit in passauischen Enklaven erwarb, sondern auch kirchenpolitisch, indem er nicht dem Lande angehörenden kirchlichen Mächten, die nicht seiner Jurisdiktion unterstanden, jeden Einfluß auf das Land entzog. An der Spitze seiner Beamtenschaft der 1783 neu organisierten ob der Ennsischen Regierung und des zur selben Zeit errichteten Linzer Bistums standen Männer josefinischer Prägung, Regierungspräsident Graf Rothenhahn und Bischöfe wie Herberstein und Gall[5]). Auf dem Umweg über das Kirchenrecht drangen die josefinischen Ideen auch in die engeren geistlichen Bezirke und halfen die Stützen des konservativen Katholizismus untergraben. Febronianische Gedanken und staatskirchliche Tendenzen waren nicht selten und wurden von bedeutenden Köpfen im Lande vertreten. Die wirtschaftlichen Lehren des späten Kameralismus wirkten sich mit der in ganz Österreich stark auf zahlreiche Gebiete abfärbenden Kraft auch in Oberösterreich aus und bilden nicht zuletzt in kirchenpolitischer Hinsicht auch in Oberösterreich einen treibenden Faktor.

Doch neben der kirchlich gesinnten Aufklärung und dem Josefinismus kamen auch im Land ob der Enns französische Einflüsse, namentlich in der Geschichtsschreibung zur Wirkung. Der Ruf Rousseaus zur Rückkehr zur Natur brachte auch hier Reisebeschreibungen und Robinsonaden zur Blüte.

Eine Sondererscheinung im Bild der oberennsischen Aufklärung stellt der in Grein (1745) geborene Amand Berghofer dar, der von Rousseaus Geist erfüllt war. Selbst Wieland hatte ihn mit dem Genfer verglichen. Dieser natur- und freiheitsliebende Philosoph hatte nach kurzem Schuldienst in Steyr ein unstetes Wanderleben begonnen und kehrte erst unter der Präsidentschaft des Grafen Rothenhahn nach Oberösterreich zurück, der ihn bei der Zensurstelle und bei der „Direktion" der ehemaligen Klosterbibliothek (nach seiner eigenen Angabe) beschäftigte. Berghofer gehörte wohl zeitlich dem josefinischen Oberösterreich an, aber der Staatsfanatismus der josefinischen Bürokratie war ihm fremd und verhaßt. Nur der äußersten Not gehorchte er, wenn er „in das ihm verhaßte Gleis, unter die Götzendiener der Ehrsucht und ihre unselige Glückmacherei" trat. Er war eine philosophische Natur, jedoch ein schrullenhafter Kopf. Das ländliche Leben und die innige Beziehung zur Natur waren ihm Herzensangelegenheit. Seine zahlreichen Schriften sind voll von Weisheit und Zeugen des geistigen Sonder-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

daseins eines empfindsamen Menschen. Seine ständige, leidenschaftliche Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen, sein starker Freiheitswillen brachten ihn in heftige Konflikte mit den staatlichen Behörden. Dieser aufgeklärte „Sohn der Natur", wie er sich selbst bezeichnete, hob sich kraß ab von dem alltäglichen Literatentum seiner Zeitgenossen durch die Tiefe seines Wesens, die aus der Fülle seiner literarischen Schöpfungen spricht. Seine 1818 erschienene Selbstbiographie „Hofscheu oder ländliches Heimweh" ist das bedeutende Bekenntnis eines der originellsten Menschen des josefinischen Zeitalters[6]).

Der Josefinismus und der Rationalismus der Aufklärung beherrschte bis tief ins 19. Jahrhundert hinein Staatsbeamte und Geistliche in Oberösterreich und formte einen eigenartigen Typus. Selbst der von neuhumanistisch-christlichem Geist erfüllte Arneth, der in seiner Synthese der Antike mit dem christlichen Geist das Ideal einer christlich-klassischen Bildung sah, konnte sich von den rationalistischen Gedanken des Jahrhunderts, in dem er geboren war, keineswegs freimachen. Er rang um eine „rationelle Auslegung" der Hl. Schrift und setzte sich mit dem Problem der Verbindung von Theologie und Philosophie auseinander[7]).

Populäre Philosophie verkündete nach der Jahrhundertwende im Lande noch die Idee des Wohlfahrtsstaates, wie ihn die theresianisch-josefinische Staatslehre geprägt hatte. Der Linzer Philosoph Gottfried Immanuel Wenzel sah als den höchsten Zweck das Staates die Glückseligkeit der Menschen, Schutz der Rechte des einzelnen und den Genuß der größtmöglichen Freiheit eines jeden und die Schranken, die er der monarchischen Gewalt setzt, sind lediglich theoretischer Natur[8]). Er trug ins 19. Jahrhundert, was auch in Oberösterreich die Verfechter des eudaimonistischen Aufklärungsstaates, wie etwa G. Pasterwitz und B. Waller in ihren „Sätzen aus der gesamten Staatswissenschaft" im Anklang an Sonnenfels verkündet hatten. Waren um die Jahrhundertmitte des 18. Jahrhunderts die Ideen Leibniz' und Wolffs das Problem, dessen Lösung man in Oberösterreich namentlich von geistlicher Seite her versuchte — Cölestin Schirmann schrieb eine Dissertation über die „Beste Welt"[9]) —, so setzte man sich an der Schwelle des neuen Jahrhunderts mit Kant auseinander. Schon 1795 waren in Linz „Kants kleine Schriften"[10] erschienen und im Jahre 1801 wandte sich Wenzel in seiner „Kanonik des Verstandes und der Vernunft" gegen den Königsberger

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Philosophen. Dieser Antikantianer Wenzel war einer der fruchtbarsten und bedeutendsten Philosophen des Josefinismus und der österreichischen Aufklärung und man bezeichnete ihn sogar als den ersten selbständigen philosophischen Schriftsteller in Österreich. Sein Wirken in Linz war auf das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beschränkt[11]).

Das 18. Jahrhundert griff aber in Oberösterreich nicht nur im Sinne des Rationalismus in das folgende hinüber. Der als Reaktion gegen die Nüchternheit des Vernunftideals erstandene Pietismus setzte im Lande einen Spätling. Es war Martin Boos. Aus dem Landshuter Kreis um Michael Sailer stammend, den späteren Regensburger Bischof, der den Katholizismus aus der Kühle der Aufklärung hinüber führte in die wärmeren Regionen kirchlicher Frömmigkeit[12]), kam Boos zu einem mystizierenden Pietismus. Boos' Katholizismus, der stark evangelisches Gedankengut in sich aufgenommen hatte, hatte eigentlich im protestantischen Herrnhut des 18. Jahrhunderts seine Heimstatt; Boos selbst sagte ja, er sei Herrnhuter, ohne es zu wissen[13]). Er wirkte fast zwanzig Jahre in verschiedenen Orten Oberösterreichs, zuletzt in Gallneukirchen. Wegen seiner an Luther anklingenden Rechtfertigungslehre wurde ihm in Linz der Prozeß gemacht und er verließ das Land. Boos' merkwürdige Erscheinung hilft das Bild der Aufklärung in Oberösterreich ergänzen und weist bereits im Anklang an seinen Lehrer Sailer, der wiederholt für Boos Stellung nahm und auch selbst nach Oberösterreich kam, auf den Geist der Romantik[14]).

Wenn behauptet wurde, daß die Romantik in Österreich nicht recht Eingang fand, so ist dies gewiß nur bedingt richtig[15]). Tatsache ist aber, daß sie in Oberösterreich eine nicht allzu große Gruppe erfaßte, daß ein Großteil der geistigen Schicht im Lande den Ideen des Neuhumanismus und Klassizismus anhing und daß die Ideen der Aufklärung und des Josefinismus neben den beiden anderen Ideenströmungen stark vertreten waren. Gewiß gab es außer dem Kreis um den Landschaftssyndikus Anton v. Spaun noch romantisches Ideengut, aber aus dem 18. Jahrhundert herauf wirkten noch die tragenden Ideen d i e s e r Zeit stark nach. Es ist gewiß ein äußeres Zeichen für den romantischen Geist im oberösterreichischen Katholizismus, daß nicht mehr ein Josefiner an der Spitze der Diözese stand, sondern ein Mönch, G. Th. Ziegler. Aber aus der Tatsache, daß Ziegler in einer Streitschrift gegen den Hermesianismus,

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

einen Versuch, den Katholizismus mit der Philosophie Kants und Fichtes in Verbindung zu bringen, Stellung nahm, kann man vielleicht schließen, daß dieses Problem auch den oberösterreichischen Klerus irgendwie beschäftigt haben mag[16]). Und während in der Geschichtsschreibung im Lande die Romantiker der Florianer Schule wirkten, lebte noch ihr Meister Franz Kurz, der fest im Gedankengut der Aufklärung wurzelte und der in seinem statischen Wesen der Dynamik einer Entwicklung entbehrte. Er trug die Gedanken der Aufklärung fast unberührt aus den Tagen seiner Jugend hinüber knapp bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts[17]).

So erfüllte die Aufklärung die Zeit zwischen den beiden Jahrhundertmitten. Unverkennbar drückt sie aber der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihr Siegel auf. Je nach dem Zusammenwirken verschiedener Kräfte entstanden bestimmte Typen. Die Frühaufklärung, noch befangen im Geiste des Barocks, gierig die neuerstehenden Naturwissenschaften erfassend, schuf den gemäßigten Aufklärer. Plazidus Fixlmillner, Benediktiner von Kremsmünster, Astronom und Schulmann, ist eine sympathische Gestalt dieser frühen Aufklärung und charakterisiert sie in vielem. Josef Valentin Eybel, der Kirchenrechtler und josefinische Beamte, ist der Typus des leidenschaftlichen, radikalen Josefiners. Und wenn vielleicht sogar Einzelerscheinung im Lande Oberösterreich, so ist Mark Anton Gotsch, der am Ende des 18. Jahrhunderts und wenig darüber hinaus in Linz wirkte, doch als Kultur- und Universalhistoriker ein Typus, wie ihn die Aufklärung namentlich unter dem deutschen Professorentum geprägt hatte.

Diese drei Männer zeigen ideenmäßig und zeitlich den Weg der Aufklärung in Oberösterreich von der Frühzeit bis zum Scheitelpunkt durch Leben und Wirken.

Plazidus Fixlmillner.
(1721 bis 1791.)

Fixlmillner umspannt in seinem Leben noch unangefochtenen oberösterreichischen Barock, frühe Aufklärung und greift am Ende seines Daseins noch über das josefinische Jahrzehnt hinaus. Es ergab sich durch dieses Leben zwischen der sinnenfreudigen, künstlerisch so produktiven Periode des Barocks und der kühleren, vom Streben nach Vernunft beschatteten Zeit der Aufklärung eine gewisse Span-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

nung in der Persönlichkeit, die den Reiz erhöht, den eine Betrachtung dieser bedeutenden Erscheinung am Schnittpunkt von Barock und Aufklärung an sich schon gewährt. Fixlmillner mag sich gewiß dieser Spannung nicht in vollem Ausmaß bewußt gewesen sein, wie denn überhaupt Zeitgenossen nur beschränkt eine Einsicht in das Wesen der von ihnen erlebten Zeit zuzubilligen ist. Fixlmillner war keineswegs Aufklärer im Sinne eines von Supranaturalismus freien Rationalismus. Er nahm wiederholt gegen die Erscheinung der Aufklärung Stellung, er suchte sich zu wehren gegen die Zeit, die ihn in seinem Leben umfaßte, und trug gleichwohl die Züge dieser Zeit an sich. Er war ausgeprägte Persönlichkeit und verkörperte den maßvollen, für neue Ideen aufgeschlossenen Aufklärer.

Aber nicht nur in seiner Mittelstellung zwischen treuem Festhalten am Überlieferten und dem Bestreben, das Gute der neuen Zeit zu erkennen und es zum eigenen Gedankengut umzuwandeln, ist Fixlmillner in gewisser Hinsicht ein Typus. In ihm verkörpert sich wie schwerlich bei sonst jemand in Oberösterreich der empiristische Zug der Aufklärungszeit. Hatte Dilthey einst gesagt, daß die Naturwissenschaften das 18. Jahrhundert beherrscht hätten[18]), so war das ohne ein starkes Maß empiristischer Geisteshaltung nicht möglich gewesen.

Fixlmillner hatte den gesunden, kraftvollen Konservativismus in sich, wie er in dem bäuerlichen Lande zwischen Traun und Enns zu Hause ist und verband damit die Ideen der neuen Zeit, wie er sie langsam und vorsichtig in sich aufnahm. Er hat im wesentlichen sein sieben Dezennien währendes Leben in diesem Raum zugebracht und nur zu Studienzwecken in Salzburg längere Zeit Aufenthalt genommen. Sein ganzes Leben also, von der Geburt bis zum Tod, ist im Schatten der Abtei verflossen, die in eben dieser Zeit einen Gipfel ihrer kulturellen Entwicklung erklomm.

Kremsmünster ist kaum eine Wegstunde von Achleiten entfernt, wo Fixlmillner geboren wurde (29. Mai 1721)[19]). Er stammte aus der Schicht des herrschaftlichen Beamtentums, das sich etwas herausgehoben fühlte aus dem „Untertanentum" der Zeit, aber treu und fleißig den weltlichen oder geistlichen Herren diente. Sein Vater, zuerst Pfleger von Achleiten, war später im Dienst des nahen Stiftes Kremsmünster, wo sein geistlicher Bruder, Alexander Fixlmillner, dem Kloster als Abt vorstand[20]). Was war näherliegend, als daß Fixlmillner unter der Patronanz des Oheims zunächst die unteren

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Schulen in Kremsmünster besuchte. Bereits hier wird ihm eine Vorliebe für geometrische Figuren nachgesagt sowie eine tiefe Innerlichkeit und Religiosität. War er durch den Ort seiner Geburt und die Verwandtschaft seines Vaters gleichsam prädestiniert, mit dem Stift Kremsmünster in engere Berührung zu kommen, so mußte bei der Stellung, welche der Benediktineruniversität Salzburg im geistigen Leben der Klöster zukam, diese für die weitere Ausbildung des jungen Fixlmillner von großer Bedeutung werden. Er besuchte 1735—1737 die philosophischen Kurse in Salzburg und bereits diese ersten zwei Jahre wurden für ihn ausschlaggebend.

Die Benediktineruniversität Salzburg stand gerade am Beginn jener fruchtbaren Entwicklung, die zur Loslösung von dem erstarrten und verkrampften Formalismus des späten Scholastizismus führte. Freilich lernte er in Salzburg auch den wenig regen Betrieb noch kennen, wie er für die Universitäten der damaligen Zeit charakteristisch war. Er sah noch die Auswüchse eines entarteten Schulbetriebes, die erst nach Jahren und Jahrzehnten beseitigt werden konnten. Kremsmünster war wechselseitig mit Salzburg in enger Verbindung. Salzburg war einerseits der geistige Nährboden für Kremsmünster, anderseits waren es hervorragende Kremsmünsterer Lehrer, die an der Salzburger Schule wirkten und wesentlich dazu beitrugen, dem neuen Ideengut zum Durchbruch zu verhelfen. Zugleich mit Fixlmillner (1735) kam Berthold Vogl als Lehrer der Philosophie an die Salzburger Hochschule. Er stammte aus Pfarrkirchen bei Kremsmünster und hatte im Stift seine Erziehung genossen. Er war der Motor, der die Salzburger Universität aus dem trägen Zustand der scholastischen Überlieferung herausführte. Er verwies seine Hörer in Verbindung mit der Wolffschen Philosophie namentlich auf die mathematischen Wissenschaften „nicht aus Lust an Neuerungen, sondern weil es nützlicher sei und aus Liebe zur Wahrheit“[21]).

Unter diesen Schülern Vogls, die durch seine damals als revolutionär erscheinende Tätigkeit auf die moderne Philosophie hingewiesen wurden, befand sich auch Fixlmillner. Vogl nahm ihm gleichsam die Schuppen von den Augen, er verscheuchte die Angst vor dem Experiment und zeigte ihm Mathematik und Naturwissenschaft als Quelle der Erkenntnis. Fixlmillners mathematisch interessiertem Sinn mußte diese Hinweisung durch den Lehrer, den er wohl von Kremsmünster her schon kannte, auf halbem Wege ent-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

gegenkommen. Vogl nahm sich sogar seines talentierten Schülers noch außerhalb der Schule an und wies ihn in Mathematik und Naturwissenschaft ein, wofür er ihm später noch Dank wußte. Auch für Fixlmillner war Christian Wolff, dieser „Gärtner des deutschen Geistes"[22]), das Medium, durch das er die moderne Philosophie kennenlernte. In jugendlicher Begeisterung erbittet er sich von seinem Vater Wolffs Auszug aus den mathematischen Wissenschaften. Es war der Anfang im Studium Wolffs, seine größeren Werke folgten und rundeten das gewonnene Bild.

Nach den Disputationen trat Fixlmillner in das Stift Kremsmünster (1737). Herkunft und innere Berufung ließen ihn sein Leben unlöslich verknüpfen mit der Stätte, die schon bisher seine Heimat war und die ihm für sein Leben einen ungewöhnlichen Rahmen bieten sollte. Das berühmte Stift mit seiner reichen Kultur und seinen gelehrten Anstalten wurde ein würdiges Forum seiner Wirksamkeit. Auch hier in Kremsmünster stehen die knappen drei Jahre zwischen philosophischem und theologischem Studium im Zeichen des Studiums der Mathematik und der neueren Philosophie. Es waren zugleich Jahre der inneren Bildung, der Vorbereitung auf den priesterlichen Beruf. Den theologischen und rechtswissenschaftlichen Studien oblag Fixlmillner wieder an der Salzburger Universität[23]). Er widmete sich daneben allen möglichen Fächern, wie der Altertumskunde, der Geschichte, fremden Sprachen und dem Generalbaß. Er genoß eine außerordentlich vielfältige Ausbildung und wurde ein wahrer Polyhistor im besten Sinne des Wortes. Von der Theologie, der Jurisprudenz über die Historie, von der Mathematik bis zum Orgelspiel und zur selbständigen Komposition reichte das Feld seines Wissens und seiner Tätigkeit.

In Salzburg wurde eben der Kampf, den Berthold Vogl um die neue Philosophie angefacht hatte, ausgefochten. So wurden hier Fixlmillner die Gegensätzlichkeiten zwischen alt und neu, zwischen dem aristotelischen Thomismus in seiner entarteten Form und den auf Leibniz fußenden neuen Ideen vor Augen geführt und blieben nicht ohne Einfluß auf seine eigene Haltung.

Nach vollendetem Studium holte Abt Alexander Fixlmillner seinen hoffnungsvollen Neffen in das Stift zurück. Voll des Wissens und erfüllt von den Ideen und Gedanken, die er in Salzburg in sich aufgenommen, begann Fixlmillner in Kremsmünster zu wirken. Hier warteten auf den jungen Priester und Gelehrten große Möglichkeiten.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Das Stift Kremsmünster hatte sich nach dem Dreißigjährigen Krieg wirtschaftlich verjüngt und bot den vor der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Bestrebungen ein gesundes wirtschaftliches Fundament. So fand Fixlmillner, als er von Salzburg zurückkehrte, in Kremsmünster eine philosophische Lehranstalt und die eben errichtete Ritterakademie (1744). Diese adelige Akademie war in ihrer Art zugleich Verkörperung des Erziehungsideals des höfischen Zeitalters und der Nützlichkeitstendenz der Aufklärung. Mit der adeligen Hochschule war die eine der Wirkungsstätten Fixlmillners geschaffen.

Zu einem erfolgreichen Leben sind nicht nur die einer Persönlichkeit innewohnenden Kräfte und Qualitäten nötig, sondern auch das Zusammentreffen günstiger äußerer Umstände. Für Fixlmillner war beides vorhanden, ein reiches Ingenium und die Gunst der Verhältnisse war so groß, daß es scheinen möchte, der in Kremsmünster ihm sich bietende Rahmen sei eigens für ihn geschaffen worden. Denn war die Kremsmünsterer Akademie der Boden, auf dem er sein vielfältig reiches Wissen einer wissensdurstigen Jugend vermitteln konnte, so begann man drei Jahre nach dem Beginn seiner Wirksamkeit an der Schule mit dem Bau der Sternwarte (1749), die im eigentlichen Sinn für Fixlmillner Anlaß wurde, daß er sich überhaupt mit Astronomie beschäftigte und dadurch europäischen Ruf gewann. Nach fast zehnjähriger Bautätigkeit stand sie stattlich und stolz über dem Kremstal, ein weithin kündendes Wahrzeichen der Wissenschaft und des Jahrhunderts, aus dessen Idee heraus sie erbaut worden war. Zwischen den drei Angelpunkten gleichsam, zwischen Kirche, Ritterakademie und Sternwarte, bewegte sich Fixlmillners Leben. Es verlief äußerlich glatt, ohne tiefe Einschnitte und große Eruptionen, beherrscht von der Idee, daß alles nur der Verherrlichung Gottes diene.

An der Akademie unterrichtete Fixlmillner durch fast ein halbes Jahrhundert Kirchenrecht, dann auch Geschichte und war schließlich seit 1756 Leiter aller Unterrichtsanstalten des Stiftes. Er hielt durch mehr als 40 Jahre feierliche Reden vor der versammelten Akademie, die einen tiefen Einblick in seine geistige Haltung erlauben[24]). Auch an der Kremsmünsterer Akademie schieden sich die Geister im Kampf zwischen konservativem Festhalten an der Scholastik und der Hinneigung zu Wolff. Fixlmillner war keine Kämpfernatur, die kompromißlos einer Idee zum Durchbruch verhelfen

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

wollte. Er war eine vermittelnde Natur, wie er auch die Aufklärung keineswegs verwarf, viel Gutes an ihr zu erkennen meinte, und doch zugleich voll des Spottes über ihre Eitelkeit und Selbstüberheblichkeit war.

Der entscheidende Schritt zur Einführung der Wolffschen Philosophie war bereits durch Roman Ettenauer geschehen, der unter Beibehaltung des alten Vorlesebuches die neue Philosophie einführte. Der Riß zwischen den Parteien ging in Kremsmünster sehr tief und Wolff wurde, wie Anselm Desing sagte, unbedingt unterschrieben. Daß Fixlmillner auf Seite der Aufklärer stand, ergibt sich schon aus seiner Salzburger Zeit. Denn fehlte ihm auch eine große Leidenschaft in diesem Ringen, so nahm er doch oft Stellung gegen die Entartungen des scholastischen Systems. Freilich ist diese Stellungnahme nie in starrer Ausschließlichkeit erfolgt, da Fixlmillner sich auch der Problematik der eigenen Zeit bewußt ist. Sagte er, daß der scholastische Schulbetrieb nichts anderes bewirkt habe, als daß einer mehrere Jahre unter Albernheiten zugebracht habe, so verbindet er diese Äußerung mit einer Ironisierung der Eitelkeit seines Jahrhunderts, das sich schmeichle, „die höchsten Gipfel erreicht zu haben". Man konnte dem konservativen Abt Alexander Fixlmillner nicht leicht die Zustimmung abgewinnen, auch äußerlich sich offen als Anhänger der Leibniz-Wolffschen Philosophie zu bekennen. Es geschah dies durch Einführung der „Institutionen" des Ludwig Thümmig, den Wolff selbst als seinen besten Interpreten bezeichnet hatte. Es ist dies wieder ein Zeichen jener merkwürdigen Tendenz der katholischen Geistigkeit dieser Zeit zu Wolff. Aber Wolff selbst hatte gesagt, daß seine Methode am besten von Katholiken verstanden werde[25]). Die Kremsmünsterer Akademie war jedoch nach dieser offiziellen Stellungnahme für Wolff schweren Angriffen ausgesetzt.

Fixlmillner hatte begonnen, eine Verteidigung der Reform der Philosophie zu schreiben. Ein vorhandenes Fragment in lateinischer Sprache „Über die Vermeidung von falschen Vorurteilen bei Verbesserung der Philosophie" zeigt diese Absicht. Seine Haltung gegenüber der Aufklärung ist immer von der Stärke seiner Eigenpersönlichkeit bestimmt und er trat an vieles mit der Voreingenommenheit und Skepsis des Weisen gegen alles Vulgäre heran, und von der kirchlichen Basis, auf der er stand, konnte er in manchen Punkten der rationalistischen Aufklärung keineswegs folgen. Er erhob seine

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Stimme gegen übermäßiges Preisen der eigenen Zeit, die „alle Riegel des Ansehens und der Überzeugung" durchbrochen habe, aber er wußte um ihre Bedeutung und war selbst der Meinung, daß das Mittelalter die „Köpfe der Menschen mit einer dichten Finsternis umgeben habe". Er rühmt, daß die lateinische Sprache wieder ihre eigentümliche Zierlichkeit erhalten habe und daß die deutsche Sprache zum Ausdruck der Gesinnungen geschickter und angenehmer werde.

Fixlmillner wußte noch von Salzburg her, wo er sich so für die mathematischen Wissenschaften erwärmt hatte, daß die neu auflebenden Naturwissenschaften ohne die Mathematik der Grundlage entbehrten. Darum war er über den Fortschritt der Mathematik, die er ganz im Sinne des Utilitarismus als Hilfswissenschaft der Naturwissenschaft sah, erfreut. Ohne sie, meint er, wäre ein Fortschritt der übrigen Wissenschaften ins Stocken geraten und sie ist ihm der „Grund aller übrigen Untersuchungen" und der „Quell der auszuforschenden Wahrheiten". Er war erfreut, daß er in einer Zeit lebe, in der wieder die Verbindung zwischen Philosophie und Mathematik in ihrer Naturgegebenheit hergestellt werde. Aber er wußte auch um die Schwächen seiner Zeit, um die Hast und Ruhelosigkeit, die vieles beginnt und wenig vollendet und die nicht gewöhnt sei, „geduldig zu studieren und die wahren Lehrsätze mit geduldiger Betrachtung zu überdenken".

Er verteidigt die kulturelle Kontinuität und rühmt die Leistungen der Antike und auch des Mittelalters, denn selbst aus der „dichtesten Finsternis des mittleren Zeitalters" sei Licht gekommen. In Kremsmünster war die Vergangenheit zu sehr an allem klebend, als daß ein Geist, wie Fixlmillner es war, sich hätte durch den ungeheuren Optimismus seiner Zeit blenden lassen. Gerade die Beschäftigung mit der Geschichtswissenschaft, deren treffliches Ergebnis damals in Kremsmünster Pachmayers Klosterchronik war, mußte dieses Fußen auf der Vergangenheit deutlich werden lassen. Fixlmillner war nicht historiographisch tätig, aber er hielt Vorlesungen aus Geschichte an der Akademie. Die Geschichte ist ihm lediglich Instrument für das praktische Leben und Künderin der Vergangenheit. Ihre Bedeutung ergibt sich für ihn aus dem empirischen Erkenntniswert für den Staatsmann und Politiker und aus ihrer Beweiskraft für die Wahrheit der Religion. Sie weist dem Lebenden aus den Wechselfällen der Vergangenheit die Regeln für ein vernünftiges

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Dasein und gibt Normen für das eigene Leben. Seine Vorlesungsankündigung von 1750 ist ein Dokument der Nüchternheit und Nützlichkeitssucht der Zeit.

Fixlmillners Liebe gehörte auch dem Kirchenrecht. Fixlmillner wich nur ungern der staatlichen Einflußnahme in dieser Wissenschaft. Er lehrte Kirchenrecht und schrieb „Rei publicae sacrae origines divinae" (1756), das Bruchstück einer umfassenderen Arbeit. Er konnte den episkopalistischen Strömungen, wie sie auch in Österreich in Zusammenhang mit Hontheims (Febronius) Buch „De statu ecclesiae" und mit dem Münchener Nuntiaturstreit Staat und Kirche beunruhigten, nicht folgen. Diese gallikanischen Ideen waren ihm in seinem Konservativismus zu revolutionär. Er vertritt die Idee der päpstlichen Vollgewalt und sucht die Idee vom bloßen Ehrenvorrang des Papstes zu widerlegen.

Auch dem Toleranzgedanken stand Fixlmillner zwar positiv, aber skeptisch gegenüber. Vor allem hielt er das rationalistische Bedürfnis der Zeit nach einer „natürlichen Religion" für ein Übel, und der Versuch, gleichsam künstlich aus der Vernunft heraus ein religiöses System zu schaffen, widersprach seinem in tiefer Religiosität verankerten Wesen. Für die Toleranz trat er wohl selbst ein, aber sie ist ihm nicht Herzensangelegenheit, wie seinem Mitbruder R. Graser, der eine Toleranzbibel schrieb, sondern sie ist ihm nur äußeres Mittel zur Wiedergewinnung der Irrgläubigen. In diesem Zweck erscheint sie ihm zeitlich begrenzt.

Aber viel mehr als in seinen schriftlichen oder mündlichen Äußerungen ist Fixlmillner durch sein Leben eine Verkörperung des Geistes der Zeit. Gewiß auch hier waren die spezifischen Gegebenheiten, unter denen er lebte, weitgehend mitbestimmend. Es war nicht der Esprit der Aufklärung Frankreichs oder die schillernde Aufklärung Wiens; es war Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit, nicht oberflächliches Huldigen, es war Freude an vielen der neuen Ideen verbunden mit der Angst, die eigene Basis zu unterhöhlen.

Fixlmillner fühlte sich wohl schon früh zu der Mathematik hingezogen, aber ohne die neue Sternwarte von Kremsmünster wäre er wahrscheinlich nie Astronom geworden. Einige Jahre nach der Vollendung der Sternwarte begann er erst sich mit Astronomie zu beschäftigen. Seit 1762 leitete er die Sternwarte. Ein volles Menschenalter wirkte er in leidenschaftlicher Liebe zur Wissenschaft, ohne

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Zeichnung Landesmuseum Linz.

Plazidus Fixlmillner
1721—1791

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Hast nach dem Ruhm, den er dennoch erlangte, voll Fleiß die endlosen Berechnungen durchführend, die ihm Ergebnis der Beobachtung und Mittel der Erkenntnis waren. Für ihn in seiner Bescheidenheit war sein wissenschaftliches Streben nicht durch Selbstsucht bestimmt.

Bereits drei Jahre nach dem Beginn seiner Tätigkeit als Astronom trat er mit einem astronomischen Werk (Meridianus speculae astronomicae Cremifanensis, 1765) in die Öffentlichkeit. Es folgten in gemessenem Abstand die zwei anderen größeren Werke Fixlmillners (Decennium astronomicum 1776, und Acta astronomica Cremifanensia 1791), welche die Summe seiner Beobachtungen enthielten. Fixlmillners astronomische Arbeit war sehr vielfältig, er beschäftigte sich auch mit dem Problem der Sonnenflecken, stellte zahlreiche Planetenbeobachtungen an — seine Merkurbeobachtungen bilden die Grundlage der Merkurtafeln des Franzosen De la Lande —, berechnete die Sonnenparallaxe und befaßte sich mit der Erscheinung der Aberration des Lichtes beim Vorübergange eines Planeten. Als Herschel 1781 den neuen Planeten Uranus entdeckte, setzte ein Wettlauf unter den führenden Astronomen des Kontinents ein um die Berechnung der Bahn des neuen Planeten. Auch Fixlmillner führte drei Bahnberechnungen durch und veröffentlichte schließlich die Elemente der Uranusbahn in den Berliner Ephemeriden für das Jahr 1787. Der Wiener Astronom Maximilian Hell ließ im selben Jahre in den Wiener Ephemeriden Fixlmillners Uranusbahnen, die alle bis dahin erschienenen an Genauigkeit übertrafen, drucken.

Fixlmillners wissenschaftliche Tätigkeit brachte ihn in Kontakt mit den bedeutendsten Astronomen seiner Zeit; namentlich seit den Uranusforschungen gehörte er mit zu den großen Astronomen Europas. Er führte mit dem Franzosen De la Lande ebenso Korrespondenz wie mit dem Berliner Bode und hatte regste Beziehungen zur kaiserlichen Sternwarte in Wien. Er blieb so bescheiden, wie es seinem Wesen entsprach, daß sein zeitgenössischer Biograph ihn als „incapax superbiae", als unfähig für die Hoffart bezeichnete. Wissenschaftliche Enttäuschungen blieben ihm nicht erspart, und als er für seine „Acta astronomica" in Wien keinen Verleger fand, mag es ihm ein Trost gewesen sein, daß Kaiser Leopold die Widmung des Werkes gerne annahm.

Plazidus Fixlmillner hat durch seine Leistungen als Astronom

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Kremsmünster und seiner Sternwarte einen bedeutenden wissenschaftlichen Ruf errungen. Seit dieser Zeit ist die Geschichte der Entwicklung der Naturwissenschaften im Land ob der Enns mit dem Namen des Stiftes Kremsmünster verbunden und als Kaiser Franz in seinem Bürokratismus daranging, verschiedenen Klöstern einzelne Wissenschaftsdisziplinen zuzuweisen, mit denen sie sich vornehmlich zu beschäftigen hätten, da erhielt das Kloster Kremsmünster die Pflege der Naturwissenschaften zur besonderen Aufgabe[26]). Es war damit, so wie St. Florian als die heimische Pflanzschule der Historie, amtlich als die Heimstätte der Naturwissenschaften im Lande gekennzeichnet.

Fixlmillner hatte in seiner Person die Probleme, die ihm die Zeit gestellt hatte, gelöst. Er war aufgeklärt, ohne sich von der Aufklärung überwinden zu lassen, er hatte die Synthese zwischen Rationalismus, Reformwillen einerseits und übernatürlichem Denken und Kontinuität anderseits gefunden. Er war nicht unberührt geblieben von dem wehenden Geist seiner Zeit, der wie ein Sturmwind über die Menschen seiner Tage fegte, aber er brach nicht mit einer Vergangenheit, die dem Neuen Basis sein mußte. Er überschritt nicht den Bezirk eines spezifisch katholischen Denkens, ohne sich den Forderungen einer vernunftberauschten Zeit gänzlich zu verschließen. Seine Tragik lag darin, daß die von ihm gefundene Synthese sich in größerem Rahmen als ungeeignet erwies. Das Stift Kremsmünster kämpfte unter dem Ansturm des Josefinismus um seinen Bestand. Auch ein aufgeklärtes Kloster blieb für das fortgeschrittene Aufklärertum der josefinischen Beamtenschaft ein Hort des Alten, zu Überwindenden. Die Akademie fiel, die Sternwarte konnte durch Fixlmillner mit Mühe gerettet werden.

Es war eine kurze geistige Blüte gewesen, die Kremsmünster erlebte; die beginnende josefinische Ära aber überschreibt der Chronist dieser Tage in seinem Diarium mit den Worten „Cremifanum in temporalibus et spiritualibus expirans“[27]). Es war ein langsames Abgleiten und Aushauchen. Fixlmillner überlebte die Tage des hastenden Klostersturms. Im Jahre 1791 starb er. Er hatte sein persönlichstes Leben gelebt und durch die Einmaligkeit seiner Persönlichkeit und seines geistigen Schaffens die Zeit mitgeformt, das Alte reinigend und vorwärts treibend dem Neuen zu, das Neue jedoch hemmend und zähmend.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Joseph Valentin Eybel.
(1741—1805).

Während die dem späten Barock anhaftende Aufklärung aus dem Westen und meist auf dem Umweg über die Benediktineruniversität Salzburg ins Land Oberösterreich eindrang, mit den Ideen der Leibniz-Wolffschen Philosophie sich verband und schließlich von josefinischen Elementen zersetzt wurde, kam der Josefinismus aus Wien ins Land ob der Enns. Auch hier war er bereits in der theresianischen Epoche durch namhafte Köpfe vertreten, die aus der Hauptstadt der josefinischen Aufklärung, aus Wien, gekommen waren. Es wirkte in Oberösterreich nicht nur der spätere Herausgeber der „Kirchenzeitung", einer jener theologischen Vorkämpfer des josefinischen Kirchensystems, Propst Wittola, längere Zeit als Pfarrer in Schörfling und hatte als bischöflich passauischer Rat viel mit Oberösterreich zu tun, in Linz lebte auch seit 1771 einer der bedeutendsten Statistiker der Zeit, Ignaz de Luca, und lehrte am Lyceum die politischen Wissenschaften. Er schrieb eine wertvolle Landeskunde von Oberösterreich und war ein Hauptverfechter eines landesfürstlichen Kirchenregiments[28]). Hatte die Gunst des späteren Antipoden der Wiener Aufklärung, des Kardinals Migazzi, dem Schlesier Wittola die einträgliche Pfarre am Attersee verschafft, so erfreute sich de Luca der Gunst Sonnenfels', der ihn schon 1770 als seinen Vertreter empfohlen hatte. De Luca war ein äußerst agiler Mann, wie sie der Josefinismus so häufig hervorbrachte, einer der „geschäftigen Schmetterlinge", wie ihn ein Zeit- und Amtsgenosse bezeichnete[29]).

Aber der bedeutendste unter den Josefinern, die im Lande lebten und wirkten, war Joseph Valentin Eybel[30]); nicht, daß er durch die Tiefe seines Geistes die anderen Träger josefinischer Ideen überragt oder sie durch die Größe seiner Persönlichkeit übertroffen hätte. Aber Eybel war einer der großen Trommler der kirchenrechtlichen Theorien seiner Zeit, der es verstand, durch Popularisierung, ja gewiß auch durch eine Art von Vulgarisierung, die kirchenrechtlichen Ideen, die zu den Grundpfeilern der josefinischen Reform gehörten, in die Masse zu schleudern. Er hatte das Kirchenrecht aus der Sphäre einer theologischen Wissenschaft herausgerissen und dessen Probleme zum Objekt des publizistischen Tageskampfes gemacht. Keineswegs in die Tiefe, aber desto mehr verbreitend wirkte er für

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

die Ideen des Josefinismus. Leidenschaftlich und eitel, ohne den Reiz einer großen Persönlichkeit, stand er mitten in dem Getümmel des geistigen Kampfes um die Durchsetzung des Gedankengutes seiner Tage, aber doch bedeutend und in seiner Wirksamkeit keineswegs zu unterschätzen. Er ist aus dem Bild der Aufklärungszeit in Oberösterreich nicht hinwegzudenken und in den Auswirkungen seiner Tätigkeit keineswegs lokal beschränkt.

Nicht nur als Theoretiker und Publizist, als der er allein schon durch die Übersetzungen seiner Schriften weithin bekannt wurde, hat er für die Geschichte des Josefinismus schlechthin Bedeutung, für Oberösterreich kommt im Besonderen noch seine Wirksamkeit als Verwaltungsbeamter hinzu, der als der Typus des josefinischen Bürokraten erscheint und in kleinem Bezirk seine Theorien als Praktiker durchzuführen versuchte. So ist er bisher in erster Linie gleichsam als der „Exekutor" des Josefinismus bekannt geworden, wenngleich auch seine Tätigkeit als Publizist in Oberösterreich durchaus von Bedeutung war.

Als er 1779 als Landrat zur Landeshauptmannschaft nach Linz kam, war er keineswegs ein unbekannter Mann. Eybel war gebürtiger Wiener (3. 3. 1741) und hat mit anderen Führern des josefinischen Kirchensystems frühe enge Beziehungen zum Jesuitenorden gemeinsam, die sich später in bittere Gegnerschaft verwandelten. Eybel trat selbst in den Orden ein, er wurde aber — angeblich nach achtjähriger Zugehörigkeit — noch vor der Profeß entlassen. Eine der in Oberösterreich geschriebenen Gegenschriften gegen Eybels Publizistik spricht von seinem Unvermögen hinsichtlich des Gehorsams als der Ursache seiner Entfernung aus der Gesellschaft Jesu[31]). Eybel war ein turbulenter Heißkopf, brutal und rücksichtslos, dem der unbedingte Gehorsam des Jesuiten gewiß nicht leicht gefallen sein mag. Nach einem kurzen Zwischenspiel als Beamter der staatlichen Verwaltung in Graz bezog er die Wiener Universität, geriet in den Bann Sonnenfels, des Naturrechtlers Martini und vor allem des älteren Riegger, dessen Kirchenrechtslehre für Eybel von entscheidender Bedeutung wurde. Hatte Eybel auch Martinis Naturrecht in seiner Wichtigkeit erkannt, so war er doch unbedingter Anhänger eines königlichen Absolutismus, dem der Kern des Naturrechts, die Vertragstheorie, zuwider war[32]).

Eybel wandte sich ganz Rieggers Kirchenrecht zu, dem er sich für sein ganzes Leben verschrieb. Bald wurde er Rieggers Vertreter und

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

1773 außerordentlicher, 1777 ordentlicher Professor des Kirchenrechts. Eybel hatte bereits im Jahre 1776 um die Verleihung der ordentlichen Professur angesucht, aber Maria Theresia war der leidenschaftliche Kirchenrechtler wohl nicht sehr sympathisch und sie hoffte, daß die Zeit seinen Überschwang etwas dämpfen würde, denn sie schrieb auf Eybels Gesuch: „den Eybel noch auf ein Jahr probirn, ob er tauglicher und prudenter wird"[33]). Eybel hatte es als Rieggers größtes Verdienst bezeichnet, das moderne, d. h. josefinische Kirchenrecht geschaffen zu haben mit der strengen, radikalen Scheidung zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft[34]). Gleichwohl ist ihm dieses Kirchenrecht keineswegs neu, es war gleichsam nur neu erweckt, von den Mißbildungen, welche die Jahrhunderte verursachten, befreit, und als er in seiner Antrittsrede sein Programm verkündete, spricht er von ihm als dem „uralten Kirchenrecht"; er sieht seine Vorzüge in einer Vereinigung von „vernünftiger Lehre mit echter Frömmigkeit", von „innerlichem Heil der Gläubigen mit äußerer Wohlfahrt des Bürgers", und er erblickt als Frucht eine immer mehr sich steigernde Eintracht „zwischen dem heiligsten Priestertume und dem heiligsten Staatsregimente"[35]). Der Grundgedanke dieses Kirchenrechtes war eben doch Reform, die Rückführung der Kirche in einen frühen unverdorbenen Zustand und das jansenistische Ideal von der Urkirche spielte bei den Josefinern nicht die geringste Rolle.

Als Paul Joseph Riegger starb (1775), trat Eybel seine Nachfolge an. Riegger selbst hatte ihn vorgeschlagen und wenige Stunden vor seinem Tode übertrug der sterbende Theoretiker des theresianischen Staatskirchentums seinem Schüler Eybel als dem „tauglichsten" das Vermächtnis, sein Werk weiterzuführen und zu vollenden, verbunden mit der Verpflichtung, keinen Schritt zu weichen[36]). Es war keine Gefahr vorhanden, daß Eybel gegenüber kurialen Bestrebungen nachgiebig wurde. Er radikalisierte Rieggers System, ging in seinen kirchenrechtlichen Arbeiten, deren eine Reihe in den Jahren 1773—1776 erschien, wesentlich weiter als sein Lehrer und war bereits 1775 das Ärgernis des Vertreters des Nuntius Garampi[37]). Er wurde mit dem jungen Joseph Anton Riegger, dem Sohne Joseph Rieggers, das eigentliche Haupt der stürmenden Neuerer, hatte gegen häufige Angriffe von Seite der kurialen Richtung in allen wichtigen Stellen des Staates sichere Stützen, mit denen er durch gemeinsame Ideologie und Zugehörigkeit zur Wiener Freimaurerloge[38]) ver-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

bunden war. Auch lieh er selbst hilfebedürftigen jungen Mönchen, die ihrer Zuneigung zum Josefinismus halber disziplinare Schwierigkeiten hatten, seinen starken Arm. So empfahl er den später sehr bekannt gewordenen Kapuziner Innozenz Feßler dem Abt Rautenstrauch und erwirkte dem aufgeklärten Josefiner dadurch den persönlichen Schutz Josefs II.[39]). Auch den Paulaner Dionys Kaltner, dessen eherechtliche Lehren das Mißfallen des Erzbischofs Migazzi erregt hatten, schützte Eybel. In einem umfangreichen Gutachten deckt er den Standpunkt Kaltners und wendet sich scharf gegen den Wiener Erzbischof. Kaltner selbst beruft sich in einem Brief an Eybel auf dessen Lehren und erklärt sich als Eybels überzeugter Anhänger und Freund. Kaltner hatte Eybel auch eine eherechtliche Arbeit gewidmet[40]).

Im Jahre 1777 erschien Eybels „Einführung in das Kirchenrecht", zuerst lateinisch, später auch in deutscher Übersetzung. Schon vor seinem Erscheinen hatte er es bei der kirchlichen Zensur mit der schweren Gegnerschaft des Kardinals Migazzi zu tun. Migazzi verwarf einige Stellen des anonym eingereichten Werkes. Eybel korrigierte die beanstandeten Stellen, tilgte jedoch vor dem Druck die Korrekturen wieder und sein Werk erschien im ursprünglichen, herben Kleid mit dem Namen des Autors. Die Erbitterung des Wiener Kirchenfürsten war außerordentlich, vor allem gegen Rautenstrauch, der Eybels Streich als Leiter der Zensurstelle ermöglicht hatte[41]).

Eybels Kirchenrecht ist sein bedeutendstes wissenschaftliches Werk; gewiß kam er im Prinzip über seinen Meister Riegger nicht hinaus und die Bedeutung von Eybels Werk liegt mehr in seinem Wert als Quelle für die Kenntnis des Josefinismus in dessen ideenmäßiger Grundlage. Denn brüsk und ohne auch nur die zarteste Hülle vertrat Eybel die Forderungen des Staates gegenüber der Kirche. Es ist das reine Kirchenrecht des Josefinismus, ungetrübt durch Kompromisse, und was es als historische Quelle so schätzbar macht, war zugleich die Ursache, daß es für die praktischen Bedürfnisse als Schulbuch als unbrauchbar empfunden wurde[42]). Und als dafür eine Bearbeitung des Rieggerschen Kirchenrechts angeregt wurde und der hiezu ausersehene Martini zur Bedingung machte, daß zwei theologische Professoren der Wiener Universität als Zensoren seiner Arbeit wirken sollten, trat dem ein heftiger Protest Eybels und der Anhänger Rieggers entgegen. Italienische Mönche

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

könnten nie mit den Grundsätzen des reinen Kirchenrechtes einverstanden sein[43]). So blieb die alte Auflage des Rieggerschen Kirchenrechtes für den Schulgebrauch. Wie sehr trotzdem Eybels Werk auf heranwachsende Theologen wirkte, zeigt der Fall des jungen Kapuziners vom Kloster am Neuen Markt, der es wie einen kostbaren Schatz gemeinsam mit Schriften des Abtes Rautenstrauch im Chor unter den Dielen oder in der Kirche unter den Stühlen versteckt hatte[44]).

Eybels wissenschaftliche Tätigkeit im Sinne des aufgeklärten Kirchenrechtes und sein Einfluß als Lehrer an der Universität, wo er auf seine Zuhörer durch die Gewandtheit seines Vortrages und die Beredtheit seiner Zunge stärkstens einwirkte[45]), erregte immer mehr die Gegnerschaft der bei Maria Theresia nicht einflußlosen kirchlichen Kreise. 1779 mußte Eybel, der nun durch sechs Jahre Kirchenrecht lehrte, der auch an der Übersetzung der peinlichen Gerichtsordnung Maria Theresias maßgeblich beteiligt war[46]), die Lehrkanzel verlassen und kam als Landrat nach Linz. Seine Verabschiedung vom Lehramt erfolgte in gnädiger Form, äußerlich durch Krankheit motiviert, und unter weitgehender Berücksichtigung seiner Wünsche. Hatte die Kaiserin hinsichtlich seiner Versetzung gemeint, „das schicklichste wäre nach Grätz", so machte Eybel dagegen geltend, daß er Graz schon einmal aus klimatischen Gründen verlassen und die dortige Kameralprofessur auf Anraten Van Swietens in Rücksicht auf seine Gesundheit nicht angenommen habe. Gegen die Absicht, ihn nach Prag zu versetzen, wehrte sich Eybel und erklärte, er wolle im Lande Österreich bleiben. Er selbst äußerte den Wunsch, nach Linz zu gehen, weil bei der oberösterreichischen Landeshauptmannschaft wegen der Erwerbung des Innviertels sicherlich Bedarf nach einem Vertreter des Jus publicum sei. So kam Eybel auf eigenen Wunsch nach Linz[47]).

Eybels Auftreten in Linz bildet sowohl für ihn selbst als auch für Oberösterreich und seine kirchenpolitische Entwicklung einen Wendepunkt. War sein Kirchenrecht sein letztes wissenschaftliches Werk, so kennzeichnen Eybels Linzer Zeit, die von 1779 bis 1805 dauerte, seine Flugschriften. Waren seine kirchenrechtlichen Schriften in lateinischer Sprache geschrieben und nur einem begrenzten Kreis zugänglich und seine Lehren demnach auf einen theologischen Personenkreis beschränkt, so schuf er sich durch seine zahlreichen Flugschriften einen beträchtlich weiteren Aktionsradius.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Die von seinen Wiener Gegnern wohl beabsichtigte Wirkung einer Art Unschädlichmachung des gefährlichen Propagators war verfehlt. Eybels Wirken in Oberösterreich fiel in das josefinische Jahrzehnt. Durch Maria Theresias Tod war der für die Ideen des Josefinismus hemmende Damm beseitigt und wie ein wilder Strom ergossen sie sich über das Land. Vielleicht wäre es der kirchlichen Entwicklung förderlicher gewesen, hätte Eybel weiterhin als Gelehrter in Wien gewirkt. So aber kam er mit einem fertigen Programm ins Land ob der Enns und daß der radikale Kanonist Eybel die landesfürstlichen Verordnungen kirchlicher Art im Jahrzehnt Josefs II. hier gleichsam vollstreckte, war gewiß von Bedeutung. Denn auch in seiner Praxis als Beamter kannte er kein Kompromiß.

Seine Doktrin war die Grundlage seiner Linzer Wirksamkeit. Eybel ist unbedingter Anhänger der fürstlichen Gewalt. Er schöpft aus der reichhaltigen Sammlung Goldast „De monarchia Imperii", welche die Streitschriften des hohen Mittelalters über das Problem der päpstlichen und königlichen Macht enthält, er baut seine Theorien auf Marsilius von Padua, Johannes von Paris und knüpft an die Theoretiker des französischen Absolutismus. Er vertritt, so unwahrscheinlich dies scheinen mag, eine Art von Theokratismus, der die Gewalt der Landesfürsten unmittelbar auf Gott zurückführt; ihm ist die Macht der Fürsten die höchste, und wer den Landesfürsten in der Besorgung des allgemeinen Besten hindert, ist ihm Rebell nach göttlichem Recht[48]). Der Kern von Eybels Lehre ist seine extreme Scheidung von geistlicher und weltlicher Gewalt. Die Aufgaben der Kirche sind für Eybel rein geistlich im ausschließlichsten Sinn, ihr Ziel die Erreichung des ewigen Heils, ihre Mittel bloß geistlich, und er meint, daß das Wesentliche der Religion zur Erhaltung nicht der äußeren Glückseligkeit bedürfe.

Diese Grundidee von dem rein geistlichen Charakter der Kirche kehrt überall in Eybels Schriften wieder, in seinem Kirchenrecht, in seinen Flugschriften und den Akten, die unter seine Feder kamen. Sie ist entscheidend für alle seine Handlungen gegen die Klöster und ihre zeitlichen Güter. „Nichts ist, womit die geistliche Macht weniger eine notwendige Verbindung fordert, als mit der weltlichen Macht", meint Eybel[49]). Mit dieser Idee von der rein geistlichen Kirchengewalt verbindet sich der Gedanke der Rückkehr zum unverfälschten Christentum der Urkirche, der Beseitigung der Mißbräuche in einem sehr weiten Begriff und damit im Zusammenhang die Ab-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

lehnung des Primats als Ergebnis der Isidorischen Fälschungen. Diese spielen auch bei Eybel eine große Rolle und er mißt ihnen die Schuld bei, daß die Kirche ihre „erste schöne Gestalt“[50]) verloren habe. Die Kirche ist ihm wieder mit Marsilius von Padua keine monarchische Institution, denn die höchste Kirchengewalt liege bei der Kirche in ihrer Gesamtheit und nicht beim Papst. Der Vorrang des Papstes ist nur ein Ehrenvorrang, denn alle Apostel hätten gleichviel an geistlicher Macht empfangen[51]).

Es ist hinsichtlich der Auswirkung gleichgültig, daß Eybel in diesen Punkten nicht originärer Schöpfer ist, sondern ein gewandter Kompilator, der unter anderen die Ideen der Regalisten des Mittelalters, die Forderungen des Jansenismus und febronianische Gedanken zu einem System vereinigte. Mit dieser Ideologie stieß Eybel in Oberösterreich auf die konservativen Mächte, auf das Bistum Passau, zu dem ganz Oberösterreich als Sprengel gehörte, und auf die Klöster, die in jahrhundertealter Geschichte verwurzelt waren und die Häupter des Widerstandes gegen das staatliche Kirchenregiment wurden, dessen Opfer sie schließlich in großer Zahl geworden sind.

Aber der Boden war bereits gelockert in Oberösterreich, als Eybel kam, sowohl durch eine maßvolle Aufklärung, als auch durch Ideengut, das an den Febronianismus anknüpfte und neben Eybels Tätigkeit besonders in kirchlichen Kreisen von innen her wirkte. Einer der bedeutendsten Köpfe der kirchlichen Aufklärung in Oberösterreich war Benedikt Oberhauser, Benediktiner von Lambach. In Fragen des Eherechtes war er zu der kurialen Auffassung von der päpstlichen Gewalt in Gegensatz geraten und mußte schließlich widerrufen[52]). Eybel schätzte ihn außerordentlich hoch ein, verbreitete selbst die beanstandeten Schriften Oberhausers an der Wiener Universität und bezeichnete ihn als seinen Vater im kanonischen Recht[53]).

Der Streit um Febronius und seinen Widerruf beschäftigte in Oberösterreich heftig die Gemüter. De Luca hatte zufällig entdeckt, daß in einem Steyrer Verlag ein Druck des Widerrufes des Trierer Weihbischofs Hontheim (Febronius) ohne Genehmigung der Zensur erschienen war. Die auf seine Veranlassung durchgeführte Untersuchung ergab, daß der Abt von Gleink auf eigene Verantwortung ein im Besitze des Propstes von St. Florian befindliches Exemplar nachdrucken und verbreiten ließ. De Luca meinte, daß „diese Schrift eine der gefährlichsten sei, welche noch wider die weltlichen Regen-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

ten ans Licht getreten ist"[54]). Die Affäre zog einen weiteren Kreis, Maria Theresia verbot daraufhin die Verbreitung des Widerrufes. Aber die Angelegenheit schien ihr zu sehr aufgebauscht und sie meinte, man dürfe von solchen Dingen nicht allzu viel Aufsehen machen[55]). Vielleicht hängt die folgende Ungnade gegen De Luca und seine Versetzung nach Innsbruck (1780) damit zusammen, weil Maria Theresia bemerkte, man möge achtgeben, daß De Luca nicht dort „neue unordnungen" verursache[56]).

Auch der Zisterzienser von Sittich (Krain), Robert Curalt, der ein Buch über die Gewalt in Kirchenangelegenheiten verfaßt hatte, von dem Kaunitz meinte, es sei geeignet, im In- und Auslande Grund und Gerechtigkeit der josefinischen Bestrebungen überzeugend darzustellen, fand, von seinen Obern verfolgt, im Kloster Schlierbach ein Asyl[57]). Und Konstantin Langhayder von Kremsmünster, der am aufgeklärten Hofe des Erzbischofs Hieronymus Colloredo in Salzburg wirkte und an der Benediktineruniversität lehrte, war ein Gegner der päpstlichen Vollgewalt zugunsten konziliarer und episkopalistischer Tendenzen und vertrat diese Auffassungen später in seiner Schrift über die Nuntiaturen (1785)[58]). So war in Oberösterreich vor und neben Eybel das Problem der Grenze zwischen weltlicher und geistlicher Macht und die Frage des Primates höchst akut.

Eybel fand sich außerordentlich schnell in die Rolle des landesfürstlichen Beamten. Der Bürokratismus liegt dem Josefiner im Blut. Staatsrat Gebler bezeichnete ihn als den besten Referenten der ganzen Monarchie und ein von Eybel erstattetes Gutachten war der Anlaß, daß Josef II. persönlich verfügte, Eybel habe in Zukunft alle Klerus und Kirche betreffenden Fragen zu behandeln[59]). Eybel empfand die Notwendigkeit des kaiserlichen Schutzes sehr wohl, sagte er doch selbst zu dem brandenburgischen Archivar Spieß, der ihn auf seiner Reise durch Österreich (1785/86) in Linz besuchte, unter anderem: „Wäre Josef II. nicht, wo wäre ich"[60]). Als 1782 die geistlichen Filialkommissionen errichtet wurden, bestand kein Zweifel, daß Eybel aus einem Dreiervorschlag bestimmt wurde und daß sein Wunsch, den fügsamen Abt von Schlierbach, der ihm auch wegen seines Verhaltens zu Curalt genehm war, als geistlichen Beisitzer zu bestimmen, erfüllt wurde[61]). Bei Eybels ungestümem Wesen ergaben sich freilich auch bald Differenzen mit höheren Beamten der Landeshauptmannschaft, wie z. B. mit dem Kanzleidirektor Spaun, der sich über Eybels anmaßendes, brutales Wesen in Wien und bei Landes-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

hauptmann Thürheim beschwerte. Spaun sagte, wer es wage, eine andere Meinung als Eybel zu haben, sei seinem „rauhen Verfahren" ausgesetzt. Eybels Zunge über geistliche Dinge sei so schneidend wie die keines anderen Menschen[62]).

Die beiden größten kirchlichen Probleme, die während Eybels Tätigkeit in Linz zu lösen waren, sind die Trennung Oberösterreichs von der Diözese Passau und die Klosteraufhebungen. Eybels Stellungnahme zur Trennung von Passau ist unter anderem aus einem Bericht über die von ihm durchgeführte Aufnahme der beschlagnahmten passauischen Güter in Oberösterreich zu ersehen[63]). Nicht nur die Gedanken des Absolutismus sprachen gegen einen ausländischen Bischof, auch die merkantilistischen Ideen, die bei Eybel sehr stark vertreten sind, waren mitentscheidend. „So vieles aus hierländigen Gütern fließendes Vermögen gehet hinaus", sagt er. Auch hier der Gedanke, daß Geistliche über sogenannte geistliche Güter kein Eigentum und keine Herrschaft hätten und daß der Landesfürst die Befugnis habe, die der Religion und dem Staat notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Passau könne sich der Beförderung der Religion in Österreich nicht widersetzen, „besonders heutzutage, da wir die landesherrliche von Gott eingesetzte Macht, die wahren Grenzen der landesfürstlichen und geistlichen Regierung ebenso richtig einsehen, als die Isidorischen Erdichtungen gar nicht mehr entgegengestellt werden können". Daß die einst von Passau forcierte Lorcher Fabel, zur Vergrößerung des passauischen Ansehens in früher Zeit erfunden, sich nunmehr gegen das Bistum wendet, erscheint merkwürdig. Denn Eybel meint, Passau sei nur durch die Flucht aus Lorch Bistum geworden, der eigentliche Sitz sei Enns (Lorch) und die passauischen Güter in Oberösterreich seien Schenkungen an die Lorcher Kirche, nicht an das Reichsfürstentum Passau, und hätten der Beförderung der Religion im Lande zu dienen. Es bleibe alles dem Bistum und kirchlichen Erfordernissen erhalten, nur daß alles im Inland und durch Inländer besorgt wird. Der Monarch habe nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, „eine dem Staat nachteilige Connexion mit einem auswärtigen Bischof nicht mehr zu dulden". Josef II. habe den neuen Linzer Bischof aus dem passauischen „Gremio" genommen und den Kapitularen freigestellt, zur Lorcher Kirche zurückzukehren.

Der eine „Koloß" im Lande, wie Eybel Passau bezeichnete, war gestürzt, der zweite, mit dem er einen erbitterten Kampf ausfocht, war das Mönchtum. Eybel hatte das Klosteraufhebungspatent

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Josefs II. in Oberösterreich durchzuführen. Er tat es mit der leidenschaftlichen Abneigung, die ihn gegen die Klöster erfüllte, die ihm schließlich als ein kirchlicher Mißstand großen Formats erschienen[64]). Seine Leidenschaft schien sich zunehmend zu steigern und so ist er als der Klosterstürmer in die Geschichte von Oberösterreich eingegangen. Eybel war fleißig, inventarisierte selbst zahllose Klöster, schrieb umfangreiche Berichte und reiste ständig herum. Seine Referate entbehren nicht des Interesses, schildern wortreich, aber lebendig die Zustände, gewiß nicht mit einer Spur von Wohlwollen, meist mit leisem Spott. So wenn er den Abt von Engelszell schildert, einen leidenschaftlichen Spieler, der das Geld zum Kirchenbau den Domherren in Passau abgewonnen hatte, oder die ängstlichen Wilheringer Patres mit ihrer Scheu vor den in jenen Tagen so zahlreichen Formblättern. Seine Worte waren meist böse, und selbst wenn er über die Kremsmünsterer Geistlichen sagte, diese Leute meinten es keineswegs bösartig, es fehle ihnen bloß an der Erziehung, so verband er damit den Gedanken, daß sie eben dann auch selbst nicht erziehen könnten und rechtfertigte hiemit seinen erbitterten Kampf gegen die Klosterschulen[65]).

Mehr noch vielleicht als die Durchführung des Klosteraufhebungspatentes und das persönliche Interesse, das Eybel an der Aufhebung der Klöster bekundete, machte ihn die Art seines Vorgehens verhaßt. Die harte, oft barbarisch anmutende Art liegt in seinem Wesen begründet und in der Geisteshaltung des Josefinismus überhaupt, der keinen Sinn für Geschichte hatte. Noch Franz Kurz ärgerte sich über den „intoleranten Eybel", der die Urkunden des Klosters Waldhausen zerriß und der Siegel beraubt hatte[66]). Persönliche Schwächen, die bei der Gebarung mit dem Gut der aufgehobenen Klöster wohl aufgetreten sind, vollendeten den Haß gegen den Aufhebungskommissar, dem man persönliche Bereicherung vorwarf. Mag eine eingesetzte Kommission Eybel auch nur kleine, geringfügige Unregelmäßigkeiten zur Last gelegt und den Vorwurf einer betrügerischen Gebarung mit den von den Klöstern abgelieferten Pretiosen widerlegt haben[67]), immerhin stammt der größte Teil der keineswegs kleinen Gemäldegalerie des Stiftes Schlägl aus dem Nachlaß Eybels[68]). Unverhohlener Haß von Seite der Klöster wandte sich gegen den „Dictator Austriae", wie Laurenz Doberschitz von Kremsmünster ihn nannte, der eine Karikatur von Eybels Persönlichkeit zeichnet, die immerhin mit allen Karikaturen gemeinsam hat, daß das Bild durch

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

die Betonung der häßlichen Züge gut zu erkennen ist[69]). Eybel wandte sich in gleicher Heftigkeit gegen die Bettelorden, wie gegen die alten, landsässigen Klöster, in beiden Fällen spielten kameralistische und kirchenrechtliche Motive eine Rolle. Er schützte kein Kloster vor dem Untergang; die trotz Eybels Streben den josefinischen Sturm überstanden, verdanken es anderen Umständen, aber nicht dem landesfürstlichen Kommissär. Es wurden in Oberösterreich unter Eybels Wirksamkeit zahlreiche Klöster aufgehoben oder in einen Zustand versetzt, der die Ursache späterer Auflösung war.

Die barocke Üppigkeit der Kirche im Land ob der Enns war empfindlich getroffen und an die Stelle alter Klöster traten die Nüchternheit josefinischer Zucht- und Arbeitshäuser und die Verlegenheitsherrschaften des Religionsfonds. Auch die Durchführung des Toleranzpatentes in Oberösterreich lag in Eybels Händen. In einem Brief an den Landeshauptmann Graf Thürheim schildert Eybel, wie er am Welser Wochenmarkt von etwa 700 Bauern, die sich als lutherisch bekannten, mit Fragen über die praktische Art der Durchführung des kaiserlichen Patentes bestürmt wurde. So waren sie u. a. der Meinung, sie müßten alle nach Wien. Eybel äußert sich zu seinem Chef sehr vorsichtig und geschmeidig über seine Stellung zum Toleranzpatent, kann aber sein Wohlwollen und seine Fürsorge für die Lutheraner kaum verbergen. Er meint, man müsse mit äußerster Behutsamkeit bei der Einführung der Toleranz zu Werke gehen und erklärt, es sei niemand berechtigt, „was das Allerhöchste Toleranzpatent erlaubt, denen sich lutherisch erklärenden in mindesten zu hemmen, weil man sich ansonst bey Hof dem Verdacht aussetzete, dieses Patent unwirksam machen zu wollen". Man müsse dabei aber auch achten, daß die „Diener unserer heiligen Religion" keine Ursache zu einer begründeten Beschwerde hätten[69a]).

Eybels praktische Wirksamkeit als Beamter war begleitet von seiner Publizistik, die sich zeitlich auf seine Linzer Periode konzentrierte. Teils wurde sie durch Tagesereignisse hervorgerufen, teilweise befaßte sie sich überhaupt mit den kirchlichen Zuständen. Eybel hatte eine außerordentlich gewandte Feder und die Flut von Gegenschriften und heftigsten Angriffen aus dem sehr zahlreichen Lager seiner Gegner konnte seinen publizistischen Eifer keineswegs dämmen. In dichter Folge schrieb er seine teils anonym erscheinenden Bändchen.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Als 1782 Pius VI. nach Wien kam, ließ Eybel seine Broschüre „Was ist der Papst?" erscheinen. Er beschränkte darin die Vorrechte des Papstes darauf, „zu ersetzen, was andere in ihren Schuldigkeiten unterlassen, für die Einigkeit in der Kirche zu sorgen und in Haltung der kirchlichen Verordnungen und in der reinen Kirchenzucht allen übrigen zum Muster zu dienen". Bei dieser Art von Primat schienen ihm weder Landesfürst noch Bischöfe etwas zu verlieren. Eybel hielt sich für verpflichtet, seinen „Mitbürgern" den wahren Vorzug zu zeigen, den der hl. Petrus und seine Nachfolger vom göttlichen Stifter des Christentums erhalten haben, gegenüber den gleichbevollmächtigten Bischöfen. Nur der „vernünftige" sehr kleine Teil wohlunterrichteter Christen wisse darum und wie nach und nach dieser Vorzug weit über seine Grenzen erstreckt wurde. Neben vielen Mißständen und viel Unwissenheit ist ihm Isidor Mercator der Hauptschuldige, daß die alte Kirchenordnung zerstört wurde. Unter Hinweis auf Bellarmin und den französischen Gallikanismus bestreitet er die göttliche Herkunft des Papsttums. Sein Ziel ist es, zu erreichen, daß selbst Anhänger des Papsttums nicht mehr der Meinung sein mögen, der Papst dürfe sich in die weltliche Regierung einmengen oder gar eine Art Oberherrschaft ausüben. Die Landesfürsten hätten ihre Gewalt von Gott und seien nur ihm allein Rechenschaft schuldig, sie seien keineswegs verpflichtet — „Fremden schon gar nicht" — Aufklärung über Maßnahmen und Einrichtungen zu geben und verletzen nicht die Religion, wenn sie Mißbräuche abstellen und die Kirche in den glanzvollen Zustand ihrer Frühzeit zurückführen. Gleichzeitig befaßte sich Eybel mit der Art, wie man den nach Österreich reisenden Papst empfangen solle und meinte, man werde sich in Ehrfurcht beugen wie vor jedem anderen Bischof. Es handle sich beim Bischof von Rom um eine rein geistliche Würde, die als bürgerliche Würde nur soweit einen Vorrang habe, als der Landesfürst es gestatte[70]).

Die Broschüre Eybels fand einen ungeheuren Widerhall. Ihr Verbreitungsgebiet reichte vom französischen Westen (1783 in französischer Sprache) bis in die Sphäre der östlichen Orthodoxie, erschien es doch noch im Jahre 1782 auch in griechischer Sprache[71]). Die Gegner Eybels reagierten heftigst auf diese ungemein offene und feindselige Attacke, eine diplomatische Aktion der Wiener päpstlichen Nuntiatur und eine Fülle von abwehrenden und entrüsteten Gegenschriften nicht allein aus dem deutschen Bereich waren die

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Antwort (innerhalb eines Monats erschienen mehr als 70 Polemiken gegen Eybels „Papst"[72]), 1784 erschien auch eine Gegenschrift in italienischer Sprache[73]).

Zu den bedeutendsten Köpfen, die Eybels Auffassung über den Primat zurückwiesen, gehörte zweifellos der Historiker Johannes von Müller. Müller wandte sich gegen die Gleichsetzung des Papstes mit den übrigen Bischöfen und meinte, wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XVI. nur ein Graf von Paris und der Held von Roßbach und Leuthen nur ein Graf von Zollern, so sei wohl auch der Papst nur ein Bischof von Rom[74]). Aber auch im Lager des Josefinismus selbst fand Eybels radikale Broschürenschreiberei nicht unbedingte Zustimmung. So schrieb Karl Heinrich Seibt an Abt Rautenstrauch, er wollte lieber einen Totschlag verübt, als so etwas geschrieben haben[75]). Doch Blumauer hielt mit Eybels Schrift den Beginn einer besseren Periode der Wiener Literatur für gekommen[76]), und in den „Briefen aus Wien" schrieb Friedel, der Banater Publizist, Eybels Broschüre sei von den Vernünftigen mit allgemeinem Beifall aufgenommen, von den Bigotten verketzert und von dummen Kontroversisten beschimpft worden[77]).

Hatte das Haupt des Linzer Josefinismus mit dem „Papst" ein Thema angeschlagen, das mit den gallikanischen Bestrebungen des Westens und mit dem Episkopalismus Hontheims auf derselben Linie lag, und durch das zu Markte tragen dieser Probleme einen wahren Sturm hervorgerufen, so befaßte sich sein Heft „Was ist ein Pfarrer?" 1782 (vorher noch „Was ist ein Bischof?") mit einem spezifisch josefinischen Problem. Eybel entwarf das Idealbild des josefinischen Pfarrers. Es steckt ein Stück Sozialismus in der josefinischen Doktrin, die das Amt des untersten Gliedes der kirchlichen Hierarchie, des Pfarrers, in unmittelbare Beziehung zu Gott setzt und ihm eine gewisse Unabhängigkeit vom Bischof sichern will[78]). Der Pfarrer ist das wichtigste Instrument der dem josefinischen Beamten so am Herzen liegenden Seelsorge, der ohne Zwischenglied die Beziehung zum Volk hat. Er kann die Mißbräuche in Kirche und Haus abstellen, wenn er die richtige Erziehung genossen hat, und er ist zugleich ein wichtiger Faktor der josefinischen Bürokratie, wenn er seiner Pfarrgemeinde die landesfürstlichen Verordnungen erläutert. Darum soll er selbst gelöst werden von dem Pfründenwesen, soll selbst Beamter mit angemessenem Gehalt, soll ein Mann der Aufklärung und des Wissens sein, dem eine reichhaltige Pfarrbibliothek

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

zur Verfügung stehen soll, welche aus dem reichen Reservoir brachliegender Klosterbibliotheken genommen werden kann. Auch hier wendet sich Eybel wie in vielen seiner Schriften gegen den kirchlichen Barock mit all seinem Prunk und Gepränge, gegen den Bilderkult, vor allem gegen die Herz-Jesu-Verehrung, gegen die Kirchenmusik, die in den Dörfern eine „elende Scharrerey", in den Städten aber in Melodien entartet sei, welche dem Theater und dem Tanzboden entstamme[79]).

Die gegen Eybels „Pfarrer" gerichtete, bereits erwähnte Flugschrift L. Doberschitz' von Kremsmünster, die allerdings Manuskript geblieben ist, setzt sich Punkt für Punkt mit Eybels Thesen auseinander. Aber nicht die sachliche Auseinandersetzung ist für uns aufschlußreich, vielmehr ist die stark polemische Note von besonderem Reiz, weil wir daraus Eybels Bild sehen, wie seine zeitgenössischen Gegner es sahen. Für Doberschitz war Eybel der schmeichelnde Höfling, die „Hofkatze", die anfange, das „schmäuchelnde Placebo zu singen", der abgedankte Wiener Kanonist, der trotz der vielen Schläge, die er von seinen Kritikern erhalten habe, noch immer unempfindlich sei. Er sieht in Eybel den üblen Skribenten, der in seinem „Schreibkitzel um Geld schreibt", aus seinen Schriften blicke — so meint er — der verhinderte „boshafte Jesuit, der seinen Groll noch recht gegen die Mönche will auslassen". Er wirft dem Klosterkommissar große Unbescheidenheit und Eitelkeit vor, er stelle in seiner Publizistik die Geduld des Papiers auf die Probe, er schlage drein, wie „er seine eigene Ehefrau mit Brügeln traktiert". Er charakterisiert seine Art mit den Worten: „Hönig im Munde und Gall im Herzen, zuckersüß sprechen und dabei kotzengrob auf alles Geist- und Heilige schreiben und lästern, schön in das Angesicht tun, schmäucheln und häucheln, artige Komplimente und Reverenzen schneiden."

Das Unruhige und Übergeschäftige in Eybels Wesen zeichnet er in grellsten Farben, gewiß manchmal offenkundig zu stark aufgetragen, aber in vielem nicht falsch gezeichnet. Doberschitz sieht das „linzerische Kirchenliecht" als unruhigen „Poltergeist" herumflattern, der sich seine Flügel versengen werde, wenn er dem Licht zu nahe komme. Er ist für ihn eine wilde Biene, die den Honig guter Immen vergällt, alles in allem ein kindisch in sich selbst verliebter Mann, dessen Geist kein guter Geist sei. Das ist der Eybel, wie er seinen Gegnern erschien, sein Bild verzerrt von der Leidenschaft des

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Kupferstich Landesmuseum Linz.

Joseph Valentin Eybel
1741—1805

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Tageskampfes, aber die Konturen zeigen unverhohlen das wahre Gesicht des josefinischen Kanonisten, dessen persönlichstem Wesen wohl edle Größe fehlte[79a]).

Hatte Eybel sich auch schon im „Pfarrer" gegen das Mönchtum gewandt, das der Seelsorge geeignete Männer entzieht, so widmete er den Mönchen ein eigenes Buch, die „Sieben Kapitel von Klosterleuten" (1782). Noch in seinem Kirchenrecht ließ er die kulturelle und wissenschaftliche Bedeutung der Klöster gelten, wie ihm von der Kritik vorgeworfen wurde[80]), hier tritt er schlechtweg für eine Rückführung des Klosterstandes auf die alte Kirchenzucht ein und hofft, daß sich daraus von selbst das Ende des Mönchswesens ergeben werde. Das Mönchtum ist ihm nicht nur wider Vernunft, Staatsrecht, alte Kirchendisziplin, sondern auch gegen bürgerliches Recht und Evangelium. Er drückte sein innerstes Verlangen aus, wenn er schrieb: „zu wünschen wäre es, daß die römische Hofkanzlei samt dem heutigen Mönchstande aufhörte"[81]).

Aber Eybel schrieb nicht nur gegen Primat und Klöster und redete dem Pfarrer das Wort, sein Ideal ist eine vernunftgemäße Gottesverehrung, ein reiner Gottesdienst, und darum will er die Kirche von allen barocken Überwucherungen, den zahlreichen „Mißbräuchen" befreien. Er schrieb über Ablaß (1782) und Ohrenbeichte (1784), über die „Heiligen nach den Volksbegriffen" (1791) und eine „Christkatholische nützliche Hauspostille" (1784), über Wallfahren und Toleranz (Pilgrimme nach Wien)[82]) und anderes mehr. Die leidenschaftliche zeitgenössische Kritik machte ihm seine populäre, unwissenschaftliche Schreibweise und ihre üble Wirkung häufig zum Vorwurf. So schrieb F. G. Liebrecht in seiner Replik auf Eybels „Sieben Kapitel", das ganze Volk wisse nicht mehr, was es glauben soll und Eybel habe reichlich dazu beigetragen[83]); Doberschitz meint, dieses „Kirchenlicht leuchtet zu grell in die Augen, als daß es Schuster und Schneider, Bader und Barbier verkennen sollten"[84]). In dieser Ironie liegt ein stilles Eingeständnis, daß der klösterliche Streiter die Gefahr kannte, die aus Eybels „Büchelschreiben" der Kirche drohte. Denn gerade, daß Eybel sich an die unteren, nicht gelehrten Schichten des Volkes wandte, gehörte mit zum Zweck seiner Publizistik. Er hat im „Papst" gesagt, seine Schreibart werde so sein, daß ihn auch der gemeinste Mann verstehe, denn wer die Wahrheit hören wolle, sei kein „gemeiner Mann" und ihm lieber als mancher sogenannte Gelehrte[85]).

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Auch das Papsttum erkannte die Gefährlichkeit Eybels und seiner Schriftstellerei, die eben wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit in ihrer Wirkung auf die Massen eine Gefahr darstellte. Im Jahre 1784 wurde Eybels „Kirchenrecht" und seine Abhandlung über die „Ohrenbeichte" auf den Index gesetzt und 1786 Eybels „Was ist der Papst?"[86]) Die Exkommunikation des Linzer Klosteraufhebungskommissars wurde Anlaß zu einem diplomatischen Skandal. Als der päpstliche Nuntius in den österreichischen Niederlanden das päpstliche Breve trotz des kaiserlichen Verbotes (es standen 300 fl. Strafe darauf) und wider das Placetum Regium verbreiten ließ, mußte er auf Befehl Josefs II. binnen kürzester Frist das österreichische Staatsgebiet verlassen[87]). Mag es auch richtig sein, was der josefinische Kardinal Herzan — der österreichische Gesandte bei der Kurie — berichtet, daß das betreffende Breve bereits vorher in den österreichischen Staaten (in einem Luxemburger Journal) gedruckt worden sei, der höchst dramatische Akt gegen den Nuntius, war — als was es auch in Rom empfunden wurde — eine Demütigung des Papsttums[88]).

Eybel hatte während seiner Linzer Zeit nicht nur eine Fülle von Referaten der Landesregierung auf sich gehäuft[89]), den Kampf gegen Papst, Klöster und Kirche, und für Vernunft, Aufklärung und Toleranz gekämpft, sondern auch eine kurze, heftige Fehde mit der Linzer Freimaurerloge. Es erscheint dies fast unglaubhaft, da Eybel selbst in Wien der Loge „Zur wahren Eintracht"[90]) angehörte und wie eben fast alle führenden Josefiner Mitglied des Ordens gewesen ist. Auch gegen die Linzer Freimaurer war er grob und sie richteten heftige Beschwerden gegen den aggressiven Landrat nach Wien. Eybels Gegnerschaft ging so weit, daß er zufolge brieflicher Äußerungen der Häupter der Linzer Freimaurerei im Jahre 1783 die Linzer Loge mit Polizeigewalt ausheben wollte. Der Landeshauptmann, Graf Thürheim, habe dies verhindert und Eybel wurde von Wien aus beschwichtigt. Er selbst bestritt diese von ihm inszenierte Verfolgung, er sei ein ehrlicher Kerl „sichtbar vor der ganzen Welt" und trete immer für die gute Sache und Aufklärung ein, er schreite immer fort auf dem Wege der Ordnung und der landesfürstlichen Befehle[91]).

Knapp nach dem Tode Kaiser Josefs II. bereits zeigte es sich, daß die Probleme der Zeit andere geworden waren. Der Josefinismus hatte noch vor dem Tode des Kaisers gerade hinsichtlich seiner

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

kirchlichen Bestrebungen schwerste, den Staat erschütternde Rückschläge erlitten und die Französische Revolution und ihre kriegerischen Auswirkungen gehörten zu sehr einer anderen Welt an, als daß sie der Josefinismus als die seine betrachtet hatte.

Noch hatte Eybel seine Feder gegen das Jakobinertum gerichtet. In seinen „Göttergesprächen gegen die Jakobiner" (1794), einer Linzer Wochenschrift, nimmt er heftigst und leidenschaftlich gegen die Französische Revolution und die Jakobiner Stellung. Nichts ist bei ihm zu spüren von der so häufigen Hinneigung gegen die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, nichts von einem Versuch, die Ideologie der Revolution auch nur zu verstehen. Nur erbitterter Kampf ist seine Parole. Dieses Jakobinertum zerstört ihm die wahre, echte Aufklärung und die Religion. Echte Aufklärung erkenne die Notwendigkeit der Religion und auch positiver „Religionsvorschriften", echte Aufklärung fördere die staatliche Ordnungsmacht[92]). Dies alles gehe unter der jakobinischen „Afteraufklärung" zugrunde. In weitläufigen und aufschlußreichen Dialogen erscheint dem Josefiner die Revolution in allen ihren Schrecken und die Umrisse der Jahrzehnte währenden europäischen Kriegsperiode heben sich ab. Eybel, der Anhänger des absoluten königlichen Regimes, ruft die alten konservativen Mächte gegen das Frankreich, das den König gemordet und die Nachbarn bedroht[93]). Etwas wie ein deutscher Nationalismus ist in dem Kämpfer für kirchliche Reform lebendig geworden[94]). Es ist gewiß der alte Eybel mit seiner spitzen, aber doch derben Feder, mit seiner glühenden Leidenschaft, die ein neues Objekt gefunden hat. Und doch würde man ein wesentlich anderes Bild von Eybel haben, wären diese „Göttergespräche" als einzige seiner Schriften erhalten geblieben. Hier erscheint er als der Kämpfer um die Erhaltung des Alten, das im Sturm zusammenbricht, als der Konservative, der mit Schmerz den Zusammensturz des königlichen Frankreichs erlebt, nicht als der Neuerer und Reformer, unter dessen Hand so viel Vergangenheit zerbarst. Auch die Zeitgenossen mochten den Eindruck einer Wandlung des josefinischen Klosterstürmers haben; man machte ihm den Vorwurf, daß er von der Aufklärung, für die er immer eingetreten sei, zur „Partei der Unaufgeklärten" übergegangen oder wenigstens sehr zurückgetreten sei.

Eybels Antwort gegen diese Anwürfe ist aufschlußreich für sein ganzes Wesen. Er wendet sich vor allem gegen die Beschuldigung der Charakterschwäche: „Wann habe ich wohl jemals gegen das

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Wesentliche der Religion, oder auch nur gegen die nötigen und wahrhaft löblichen Religionszeremonien — wann habe ich für den Umsturz aller Religion geschrieben? Wo ist in meinen Schriften gegen die Regenten, gegen ihre Verordnungen, gegen die Staatsverfassung und für eine Staatsrevolution, für einen Umsturz des Staates etwas aus meiner Feder geflossen? Habe ich nicht vielmehr die gegen Mißbräuche gerichteten Verordnungen der Regenten sowie die geistlichen und weltlichen Gesetze und Rechte zu meinen Weg gewählt, auf welchen von mir immer geradehin fortgeschritten, und die Beweise, daß dieses oder jenes nur Mißbrauch war, was jene Verordnungen, Gesetze und Rechte auch schon in ältester Zeit abgeboten haben, aufgestellet worden. Nun kamen mir aber auf einmal eine Menge der größten jakobinischen Mißbräuche gegen das wesentliche und löbliche der Religion sowohl als gegen die Regenten und ihre Staaten im Wege. Hätte ich da stehen bleiben, und diese außerordentlichst, verderblichsten Mißbräuche etwa gar loben sollen? Dieses wäre wohl gar kein fester Charakter, sondern eine Umänderung des Schriftstellers gegen Mißbräuche in einen Lobredner für die größten und schädlichsten aller Mißbräuche gewesen? Selbst das Stillschweigen darüber könnte einen, der sonst sogleich zur Feder greift, verdächtig machen"[95]).

So rechtfertigte Eybel nicht nur seinen Kampf gegen die Revolution, sondern auch sein Ringen um die reine Kirche. Er war am Ende seines Lebens ein Kämpfer für absoluten Staat und christliche Religion, gegen revolutionäre Demokratie und Vergottung der Vernunft geworden. Allmählich erlahmte jedoch auch seine vielschreibende Hand. Als Beamter war er noch bis knapp vor seinem Tode tätig. Als er im Jahre 1805 in Linz starb, war seine Zeit längst um. Mochte der Josefinismus noch Jahrzehnte in Österreich weiterleben, die Zeit seiner frühen Stürmer und Dränger, wie Joseph Valentin Eybel einer gewesen, gehörte schon seit langem der Vergangenheit an[96]).

Mark Anton Gotsch.
(1769—1802).

Die Geschichtswissenschaft und die Geschichtsschreibung standen unter stärkster Einwirkung der Aufklärung. Auch in Oberösterreich wirkte sich jene von den Maurinern ausgehende Strömung eines stärkeren Fußens auf den historischen Quellen fruchtbringend aus.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Der von ihnen ausgehende Ruf „ad fontes" wurde von der Aufklärung maßgeblich gefördert und war in seinen Wirkungen für die ganze Entwicklung namentlich der kritischen Geschichtsforschung von weittragender Bedeutung. In den Klöstern begann man die Urkunden zu sichten und aus den Quellen gestaltete man die Geschichte des engeren Lebensbezirkes, dem man angehörte. Pachmayers schon erwähnte „Series abbatum . . .", eine Chronik von Kremsmünster, ist das schönste Ergebnis dieser Strömungen. Daneben förderte der absolute Staat die Kenntnis der Geschichte der Heimat und Kaiserin Maria Theresia hatte bereits 1760 den Wunsch ausgesprochen, man möge sich lieber mit neuerer „Landesgeschichte" als mit dem entfernten Altertum befassen. Auch in Oberösterreich gab es damals schüchterne Versuche einer oberösterreichischen Landesgeschichte, die ihren Anlaß in dem staatlichen Streben nach einem heimatkundlichen Unterricht an der Schule hatten[97]). Und der Exjesuit Joseph Benedikt Heyrenbach spricht im Vorwort seines Buches „Grundsätze der älteren Staatsgeschichte Österreichs", welches 1776 in Linz erschien, befangen in dem jungen Ruhm der Wissenschaft von der Urkunde, voll Begeisterung von der „ernsten Diplomatik reinen Stralen" und ihrem unverfälschten echten Licht; „Österreich", ruft er, „zuerst will ich deine Geschichte im Grunde nur diplomatisch behandeln".

Im 18. Jahrhundert liegt also auch in Oberösterreich die Wurzel der Landesgeschichtsschreibung im engeren und weiteren Sinn, die dann, von St. Florian aus besonders betreut, in Franz Kurz ihren Höhepunkt fand.

In einer Art Gegenpoligkeit entsproß aber aus der Aufklärung neben der bodengebundenen Landesgeschichtsschreibung die Kultur- und Universalgeschichte, nicht haftend am Boden der Heimat, aber der Aufklärung in ihrem Ideengut verwandter und entsprechender. Sie fußt auf der französischen Aufklärungsphilosophie, voran auf Voltaire.

Es ist bekannt, daß in Oberösterreich die Landesgeschichtsschreibung sich in Franz Kurz und seinen Epigonen als fast ausschließlich dominierend erwies. Daß aber neben der heimatgebundenen kritischen Landesgeschichtsschreibung auch die andere allgemeine Erscheinung in der Historiographie der Zeit, das Auftreten der Kultur-, der Menschheits- und Universalgeschichte wesentlich im

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Bild der oberösterreichischen Aufklärung sich abzeichnet, zeigt die Gestalt des Linzer Historikers Mark Anton Gotsch.

Gotsch brachte die reifsten Jahre seines Lebens in Linz zu, schrieb hier fast ausschließlich seine Werke und trug somit wesentlich dazu bei, dem geistigen Antlitz der Stadt Linz zu seiner Zeit das typische Profil des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu verleihen. Er scheint böhmischer Abkunft gewesen zu sein. Die geistige Anziehungskraft der österreichischen Hauptstadt, die so vielen Menschen aus Böhmen Schicksal geworden ist, zog auch den in Prag geborenen Gotsch in ihren Bereich[98]). Die Quellen für die Geschichte seines Lebens fließen spärlich und aus Andeutungen und Hinweisen in seinen Schriften sowie aus amtlichen Akten können wir uns ein blasses Bild seines Lebens formen, das allerdings unvollkommen und fragmentarisch bleiben muß.

In Wien oblag Gotsch den philosophischen und juridischen Studien und hat sie „mit bestem Fortgang vollendet"[99]). Für die Formung seiner Persönlichkeit war es von Bedeutung, daß er sowohl an der Universität im Historiker Franz Joseph Mumelter, der seit 1790 als Professor der allgemeinen Weltgeschichte in Wien wirkte, als auch außerhalb der Schule in Johannes von Müller Historiker von Format kennen lernte. Gotsch selbst schätzte Mumelter außerordentlich hoch und führte ihn in einer Reihe mit den bekanntesten Historikern seiner Zeit, wie Gatterer, Schlözer, Spittler, Schiller, Woltmann u. a. an und betonte, daß er diesem Historiker der „päpstlichen Macht", der sehr früh starb, vieles verdanke[100]).

Von ungleich größerem Einfluß muß aber auf Gotsch die Persönlichkeit des gefeierten Schweizer Historikers Johannes von Müller gewesen sein, der seit 1793 in kaiserlichen Diensten in Wien wirkte. Müller hat bekanntlich größte Wirkungen auf die Zeitgenossen ausgeübt, um wie viel mehr mußte diese Wirkung gesteigert sein auf den Kreis junger Historiker, die sich in Wien um den vielgewandten Schweizer sammelten[101]). Auch Gotsch hing mit Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit an Johannes von Müller. Er denkt an den zu seiner Zeit so berühmten Schweizer, wenn er sagt: „Unbekannt, ohne Verdienste, außer einigem guten Willen, und vielem, tiefem Kummer fand ich in Österreich edle Männer, die mir ihre menschenfreundliche Hand boten, meine Tränen trockneten und meinen Drang nach Tätigkeit befriedigten." Von Müllers Schweizer Geschichte in ihrer blendenden und schimmernden Sprache erfaßt, entstand bei ihm der

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Gedanke, in ähnlicher Weise wie Müller für die Schweiz, für sein Vaterland Österreich zu wirken. Müllers Zuspruch gab dem in jugendlichem Wanken nur zaghaft einen Halt findenden Historiker neuen Mut. Gotsch nennt Müller das „große historische Genie unserer Zeit" und „segnet" ihn mit einer „dankbaren Empfindung"[102]).

Gotsch zählte auch den bedeutenden Horazübersetzer und Dichter Karl Mastaller, der als Exjesuit nach der Aufhebung seines Ordens an der Wiener Universität wirkte, zu seinen Lehrern[103]). Aber auch Sonnenfels scheint er, wenn auch offenkundig in wesentlich größerem Abstand als Müller, nahegekommen zu sein und er verdankt manche Anregung der Kameralistik Sonnenfels und seinem System, das dem Staate eine überragende Stellung einräumte[104]).

Daß Gotsch nach Linz kam und durch fünf Jahre am Lyzeum wirkte, hatte verschiedene Gründe. Bereits seit dem Jahre 1786 wurden am Lyzeum Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte gehalten. Der Erfurter Karl Joachim Maria Bocklet, der nach Beendigung seiner Studien an der Erfurter Universität sich hauptsächlich den historischen Wissenschaften gewidmet hatte, bewarb sich im Jahre 1785 um diese Linzer Professur. Bocklet las unentgeltlich, denn es bestand kein systemisierter Lehrstuhl für Universalgeschichte am Linzer Lyzeum. Bocklet hatte nur das Recht, diese Vorlesungen gegen Honorar von Seite der Hörer zu halten. Er versah zugleich das Amt eines ständischen Archivars und konnte von seinem Recht, Kollegiengelder einzuheben, keinen Gebrauch machen, da er sonst noch die wenigen Hörer, die er hatte, verloren hätte[105]). Daß sich unter dieser spärlichen Schar von Zuhörern auch Franz Kurz, der 1789 seine Studien am Linzer Lyzeum beendete, nicht befand, erscheint bemerkenswert[106]).

Bocklet wurde wohl stark überschätzt. Es wurde ihm nicht, wie man meinte[107]), für seine Abhandlung „Über die Kultur" wegen ihrer hervorragenden Qualitäten die „Doctorwürde aus der Philosophie mit Nachsicht der Prüfungen und der Disputation" verliehen, sondern auf sein Gesuch wurde ihm die philosophisch-historische Abhandlung „Über die Kultur" als Ersatz für die Dissertation angerechnet und Bocklet zum Doktor promoviert[108]).

Seine „Gedanken über die Kultur" wurden bereits vor Bocklets Promotion bei Feichtinger in Linz in der kleinen Sammlung von Bocklets Schriften „Verschiedene Aufsätze philosophischen, historischen und politischen Inhalts" (1794) gedruckt. Es ist keineswegs

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

eine Schrift, der irgendwie Bedeutung beigemessen werden könnte. Von allgemeinem Interesse scheint lediglich der Gedanke Bocklets zu sein, daß in der starken Popularisierungstendenz der Aufklärung eine gewisse soziale Gefahr liege. Er vertritt die Ansicht, daß die wissenschaftliche Kultur „ihrer Natur und Wesenheit nach nur das Eigentum einiger Individuen sein" soll. Diese Einzelmenschen hätten die Aufgabe, die Wissenschaften zum Nutzen des Staates zu benützen. Es besteht kein Zweifel, daß das Erlebnis der Französischen Revolution Bocklet die Gefahr der Aufklärung für die Erschütterung der gesellschaftlichen Zustände besonders eindringlich erscheinen und ihm von dem starken Streben der Aufklärung nach möglichster Verbreitung ihrer Ideen abraten ließ. Das Ergebnis einer derartigen Vulgarisierung des Wissens sei eine Erweckung von Begierden, die nicht befriedigt werden könnten, die Sucht nach höheren Klassen, woraus ein unglückliches Mißverhältnis unter den Ständen entstehe. Kummer, Elend, Übertretung der Gesetze, Verbreitung aller Laster und eine „nicht mehr einzuhaltende Zügellosigkeit" seien das Produkt dieser vom Volk nur „halbverstandenen" Spekulationen[109]). Bocklet tritt daher nur für eine Propagierung der „Kultur der Moralität" für die „niederen Volksklassen" ein an Stelle einer Verbreitung der „wissenschaftlichen Kultur". Bocklet bewarb sich um die freie Lehrkanzel für Universalgeschichte an der Prager Universität und erhielt sie im Jahre 1796[110]).

Der Abgang Bocklets nach Prag war der äußere Anlaß, daß M. A. Gotsch nach Linz kam. Er stand somit als Nachfolger Bocklets und als Vorgänger des bedeutenderen Julius Schneller, der am Linzer Lyzeum seine wissenschaftliche Laufbahn begann und in Linz seine Beziehungen zu Napoleon anknüpfte[111]), in der Mitte dieser Historiker der Universalgeschichte, die mit der „Menschheitsgeschichte" damals die „modischste historische Disziplin" war[112]).

Es war zunächst nicht leicht, für Bocklet einen Nachfolger zu finden. Es fand sich in Linz niemand, der bereit gewesen wäre, diese Lehrstelle, für die lediglich ein geringes jährliches Entgelt gezahlt wurde, zu übernehmen[113]). Das Direktorium in cameralibus et politicis beauftragte daher die niederösterreichische Regierung, nach Anhörung des Studienkonsesses eine geeignete Person namhaft zu machen.

Gotsch wurde dem Niederländer Ägidius von Wamel, der sich um die freie Linzer Stelle beworben hatte, vorgezogen. Das hervor-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

ragende Zeugnis, das ihm der Studienkonseß ausstellte, hat wohl wenigstens teilweise den Ausschlag gegeben. Mumelter und Johannes von Müller stellten ihm die besten Empfehlungen aus; Gotsch habe nicht nur ausgebreitete Kenntnisse in der Geschichte und allgemeinen Literatur überhaupt, er zeichne sich auch durch einen vortrefflich mündlichen Vortrag und durch eine gut „patriotische Denkungsart" aus[114]). Vielleicht hat Gotsch an diese Unterstützung Johannes von Müllers gedacht, wenn er sagte, er wäre ohne Müllers aufrichtende Hilfe „vielleicht nach den ersten Bestrebungen um Tätigkeit und Namen ermattet, teils vergessen, teils verkannt und unbekannt im Vaterland zurückgetreten, wie ein Ausgestoßener aus dem Kreise derer, die er innig liebte"[115]).

Aber nicht Mumelters oder Müllers Empfehlung scheint in erster Linie ausschlaggebend gewesen zu sein, daß Gotsch seinem Mitbewerber um die Linzer Stelle vorgezogen wurde, sondern das Wort Sonnenfels. Gotsch scheint es, wenn auch vielleicht nach einem inneren Ringen und Verzichten, schließlich doch als Glück betrachtet zu haben, für die Linzer vakante Stelle vorgeschlagen worden zu sein. Er dachte wohl nicht daran, in Linz zu bleiben, sondern die Linzer Professur als Sprungbrett zu benützen. Darum dankte er Sonnenfels, dessen Empfehlung er es vor allem schuldig sei, daß ihm das Vaterland den ehrenvollen Posten anwies, „in einem vielumfassenden Fache Lehrer der Jugend zu sein", und er bezeichnete ihn als den Schöpfer seines Glückes und seiner öffentlichen Tätigkeit[116]).

So kam Gotsch unter den Auspizien des Rousseau-Jüngers Johannes von Müller, der seine Sympathien für die Ideen der Französischen Revolution schwerlich verbergen konnte, und unter der Patronanz des Theoretikers des josefinischen Polizeistaates nach Linz und begann hier am Ende des Jahres 1796 seine Vorlesungen aus Weltgeschichte und Geschichte des Deutschen Reiches[117]).

Gotsch benützte die erste sich bietende Gelegenheit, den finanziell wenig erträglichen Linzer Lehrstuhl mit einer normal dotierten Universitätslehrkanzel zu vertauschen. Schon ein Jahr nach dem Beginn seines Wirkens in Linz bewarb er sich um den freien Lehrstuhl für allgemeine Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau; er nahm auch an dem vorgeschriebenen „Konkurs" (Wettbewerb) teil, erhielt jedoch auf sein Ersuchen die Genehmigung, die Konkursfragen in Linz schriftlich zu beantworten. Doch wurde ihm ausdrücklich bedeutet, daß ihm zur Beantwortung der Fragen keine

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Frist von mehreren Tagen, wie einst Professor Bocklet, genehmigt werde, sondern daß er die Konkursfragen auf die für Konkurse übliche Art zu beantworten und auf der Stelle zu übergeben habe[118]).

Gotsch erhielt die Freiburger Professur nicht, sondern blieb fast bis ans Ende seines kurzen Lebens in Linz. Gewiß wurde es ihm schwer, mit den geringen Mitteln sein wirtschaftliches Auslangen zu finden. Mehrere Gesuche um Erhöhung seines Gehalts hatten schließlich auch Erfolg, so daß sich sein Jahreseinkommen verdoppelte[119]).

Mark Anton Gotsch war mit leidenschaftlicher Liebe Lehrer. Er sprach wiederholt in feierlichen Schulreden zu den Schülern des Lyzeums[120]), und er hat mit der Mehrzahl der deutschen Historiker der Aufklärung — vor allem der Professoren — gemeinsam, daß seine historiographischen Werke zugleich pädagogische Zwecke verfolgten[121]). Er schrieb fast alle seine Werke in Linz[122]). Lediglich eine kleine Schrift nicht historischen Inhalts, „Gebete zu Gott dem Schöpfer der Natur" (1789), und auch seine „Ideen über die Geschichte der Kultur der Menschheit" (1796) erschienen vor seiner Wirksamkeit in Linz. Seine beiden Hauptwerke jedoch, die „Ideen, Methodologie und Literatur zum Studium der Weltgeschichte" (1799) und der erste Band seiner „Geschichte der Kultur des Menschengeschlechtes im allgemeinen und jedes welthistorischen Volkes insbesondere" (1803), sind in Linz geschrieben.

Es war nicht nur die Unrast der Zeit, die Gotsch dazu trieb, vieles zu beginnen und wenig zu vollenden. Es lag in seiner Persönlichkeit die Ursache dieser Hast, die oft Menschen eigen ist, welchen nur ein kurzes Leben zur Verfügung steht. Es mag die unbewußte Angst gewesen sein, nicht alle Vorhaben ausführen zu können, die ihn zu einer bloß fragmentarischen Leistung befähigte.

So sind seine „Ideen, Methodologie . . ." ursprünglich als erstes Heft einer größeren Sammlung gedacht, die als Torso dann mit geändertem, obigem Titel erschien[123]). In seiner „Skizze eines Kulturgemäldes des menschlichen Geschlechts" (1779) kam er nur knapp bis zum klassischen Altertum; von den vier geplanten Heften erschien bloß das erste. Seine „Annalen des Erdballs und des Menschengeschlechts" (1802) bilden den ersten Band seiner „Geschichte der Kultur . . .", während der zweite und dritte Band dieser Kulturgeschichte überhaupt nicht mehr von Gotsch stammt, sondern nach seinem Tod von einem unbekannten Autor ohne Benützung eines Manuskriptes oder irgend welcher Aufzeichnungen Gotschs als Fort-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

setzung für das unter dem neuen Titel erscheinende Werk geschrieben wurden[124]). Aber während Gotsch in gedrängter Folge die bruchstückartigen Zeugen seines intensivsten Fleißes und seiner großen Kenntnis der älteren und der zeitgenössischen Literatur erscheinen ließ, schrieb er auch noch an einer für das gelehrte Publikum bestimmten Propädeutik der Geschichte, wo er sich gründlicher und „umfassender als ehemals" mit den Grundproblemen der Geschichtswissenschaft auseinandersetzen wollte[125]). Das Buch ist nie erschienen.

So hat sich Gotschs Dasein in Linz wohl zwischen Schule und historischer Schriftstellerei abgespielt. Gotsch gehört zweifellos nicht zu den großen Geschichtsschreibern der Zeit, er ist Eklektiker wie die meisten der deutschen Professoren, die sich damals der Geschichtsschreibung widmeten. Seine Bedeutung liegt darin, daß er als leidenschaftlicher Verfechter der durch Voltaire neu geschaffenen Kulturgeschichtsschreibung in seinem fast ausschließlichen Wirken in Linz, dem Bild des geistigen Lebens dieser Stadt am Ausgang des 18. Jahrhunderts diesen Zug im Antlitz der Aufklärung mitteilte, der sonst wohl gefehlt hätte.

Er hatte mit dem Menschen der Aufklärung das erhebende und bestrickende Gefühl gemeinsam, auf dem Höhepunkt der menschlichen Entwicklung zu stehen und den Gipfel eines Jahrhunderts erklommen zu haben, das reich war an Entdeckungen und „merkwürdigen Begebenheiten" wie keines vor ihm. Auch er ist fortschrittsgläubig wie die ganze Aufklärung und setzt an den Anfang eines seiner Bücher das glaubensvolle Wort: „Crescit eundo humanum genus"[126]). Er hatte das tiefe Bewußtsein von der weltgeschichtlichen Bedeutung des letzten von ihm erlebten Jahrzehnts, das durch die Französische Revolution seine Prägung erhielt. Er spricht von dem „erstaunlichen Resultat" dieses Jahrzehnts und empfindet es, daß eine „Fülle neuer Erfahrungen, Begriffe und ihrer Wirkungen" in diesem Dezennium der Revolution geborgen sei, aus dem eine „neue Denkungsart und Kultur" sich entwickle[127]). Aber bei aller Abneigung gegen einen etwaigen Versuch, das Überlebte und Verwelkte mit Gewalt aufrecht zu erhalten und ihm den Schein des Lebens zu geben, mißtraut er dem „überhandnehmenden Getümmel jenes ungeheuren Schwarms politischer Kannegießer . . ., welche ohne die Anfangsgründe der Staatskunst zu verstehen, sich zu wichtigen Reformatoren der Staaten bestimmt glauben"[128]).

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Etwas müde und doch stolz klingt sein Rückblick auf das vergangene lichte Jahrhundert, den er im Augenblick der Wende anstellt. Groß und merkwürdig erscheint ihm das Jahrhundert der Vernunft, „reich an Taten, Schicksalen und Erfindungen; voll kühner Entwürfe und Ideale, und jeder Äußerung menschlicher Kräfte und Laster". Das Unglück, das den einzelnen Menschen reifer mache, reife auch die Völker, und in Europa sei der Boden günstiger als je zuvor für die „Pflanzung höherer Vernunft und Sittlichkeit"[129]).

Gotsch sollte die reich bewegten, stürmischen Jahre um die Jahrhundertwende nicht überleben.

Er benutzte neuerdings wie schon 1797 die Gelegenheit, eine Universitätslehrkanzel zu erhalten. In Lemberg wurde der Lehrstuhl für politische Wissenschaften und Statistik frei. Es traten sechs Bewerber für diese Stelle auf, aber nur vier, darunter Gotsch, nahmen an dem Konkurs teil[130]). Gotsch erhielt wiederum die Genehmigung, die Konkursfragen in Linz zu beantworten[131]). In dem von der juridischen Lehrerversammlung in Wien erstatteten Vorschlag wurde Gotsch an zweiter Stelle für diese Lehrkanzel vorgesehen[132]). Gotsch scheint größten Wert darauf gelegt zu haben, diese Lehrkanzel zu erhalten, scheute er sich doch nicht, die schriftliche Erklärung abzugeben, daß er bereit sei, die Doktorwürde der Rechte so „geschwind als es menschliche Kräfte zulassen", zu erlangen. Im Gegensatz zu dem Gutachten der Lehrerversammlung zog die galizische Hofkanzlei Gotsch, der durch seine in der Öffentlichkeit gut aufgenommenen Schriften beste Zeugnisse seiner gründlichen Studien geliefert habe, seinen Mitbewerbern vor. Die Hofkanzlei vertrat außerdem den Standpunkt, es „müsse bei der Wahl eines Professors das vorzügliche Augenmerk auf seinen moralischen Charakter und seinen Ruf gerichtet werden. Gotsch habe einen ganz unbescholtenen Ruf für sich".

Anfang Oktober 1801 erhielt Gotsch die Verständigung, daß ihm das Lehramt der politischen Wissenschaften und der Statistik an der Universität Lemberg verliehen wurde; er wurde zugleich aufgefordert, seinen Dienst in Lemberg ehestens anzutreten[133]).

Gotsch verließ Linz. Doch als Doll in Wien, der Verleger von Gotschs „Annalen des Erdballs", nach dem Erscheinen des ersten Bandes das Manuskript für die Fortsetzung des angefangenen Werkes sehnlichst erwartete, da erhielt er bereits am Ende des Jahres 1802 die Nachricht, daß Gotsch gestorben sei[134]).

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Um Gotschs Bedeutung für das Geistesleben in Oberösterreich am Ende des 18. Jahrhunderts ermessen und beurteilen zu können, ist es notwendig, seine historiographische Stellung näher zu bezeichnen.

Für Gotsch war wie für die Aufklärung überhaupt die Geschichte eine Art Reservoir von Beispielen zur Nutzanwendung für das praktische Leben. Gewiß ist der Pragmatismus älter als die Aufklärung, hatte ja schon Cicero die Geschichte als die „magistra vitae" bezeichnet, aber durch die Aufklärung hat er, wie Georg von Below sagte, seine klassische Ausprägung erhalten[135]). Gotsch sieht in der Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens und die Quelle der Erfahrungen. Das geschichtliche Studium ist ihm ein Mittel, „zwischen den glänzenden Chimären einer ausgearteten Physik und den Sophistereien einer zu verfeinerten Logik" die menschliche Wißbegierde vorsichtig zu führen und vor Irrwegen zu bewahren. Er betrachtet es als die Aufgabe der Geschichte, das „Wissenswürdigste, das Anwendbare, Allgemeingültige herauszuheben, richtig unterhaltend, pragmatisch darzustellen"[136]). Auf diese Weise — meint Gotsch in seiner „Rede über das Studium der Geschichte" (1798) — zeige uns die Geschichte die Zweckmäßigkeit der Schicksale des Menschengeschlechts, das er als den „langsamen Schüler der Zeit" bezeichnet. Die Geschichte ist ihm im Sinne des Nützlichkeitsdenkens der Zeit eine durch Beispiele unterrichtende Philosophie und eine praktische Ethik. Gotsch meint, man hätte den „edelsten Teil" des Wertes der Geschichte gefühlt, wenn man sie als „in Tätigkeit gesetzte Moral und als eine Schule der Klugheit betrachtet"[137]).

Aber nur die mit Hilfe der Philosophie „bearbeitete" Geschichte könne diese Schule des Lebens sein. Denn wie schon Voltaire als „Philosoph" die Geschichte „lesen"[138]) wollte, so hat Gotsch die Meinung vertreten, daß die Geschichte dem denkenden Menschen die Materie des Denkens liefere, daß die Philosophie aber dieser Materie die Form gibt, ohne an dem Inhalt etwas zu ändern, die Gründe dieser Erscheinungen aufsucht und ihr Verhältnis zu uns beurteilt[139]). Es war jene Geschichtsauffassung der Aufklärung, die sie hinderte, auf dem Gebiete der rein empirischen Geschichtsforschung Bedeutendes zu leisten, die vielmehr in der geschichtlichen Materie nur Belege für ihre eigene Weltanschauung suchte[140]). Gotsch ist voll der Dankbarkeit gegen die philosophischen Ge-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

schichtsschreiber der Menschheit, die der „Vernunft" einen großen Dienst erwiesen haben[141]).

Hatte Voltaire die alte theologische Geschichtsbetrachtung Bossuets verworfen, so suchte die ganze Aufklärung nach einem, den ganzen Verlauf des historischen Geschehens bewegenden Prinzip. Man glaubte dieses Prinzip schließlich in einem Fortschrittsgedanken gefunden zu haben, der gleichwohl von Ideen über Aufstieg und Verfall, oder dem entgegengesetzten Gedanken, wie Wieland ihn vertrat, daß am Ende der Entwicklung der Untergang stehe, stark beeinträchtigt wurde[142]).

Gotsch hing gläubig an dem Gedanken eines stetigen Fortschrittes, einer allmählichen Vervollkommnung des Menschengeschlechts[143]). Er fühlt die ungeheure Bedeutung des Kantschen Fortschrittsgedankens für die Geschichtsbetrachtung der Aufklärung; erst seit man anfing, meint er, die Geschichte in „weltbürgerlicher Absicht" zu bearbeiten, seit man das „stäte Fortschreiten des Menschengeschlechtes entwickelte und die sittliche Veredelung als den letzten Zweck der Menschenerziehung angab", sei Geschichte im strengsten Sinn wissenschaftlich behandelt worden. Er empfindet es als wohltuend, daß durch diesen Zielstrebigkeitsgedanken erst „alle Begebenheiten . . . eine Einheit erhielten, indem ein Ganzes von Erkenntnis entstand, das nach richtigen Begriffen geordnet ist" und der „zusammenhängende Faden der Ursachen und Wirkungen" damit gefunden sei[144]). Gotsch war sich auch wenigstens zum Teil bewußt, daß man der Geschichte und dem tatsächlichen Gang der Ereignisse durch die retrospektive Aufstellung eines Prinzips der Entwicklung eine gewisse Gewalt antat. Denn der Kantische Fortschrittsgedanke legte zunächst Zielstrebigkeit in den weltgeschichtlichen Prozeß hinein und dann erst konnte die Weltgeschichte als sinnvolle Einheit erscheinen[145]). Gotsch aber warnt vor diesem geschichtsphilosophischen Gewaltakt, allerdings mit einer größenmäßigen Einschränkung; denn er fürchtet, daß durch ein „zu künstliches Dahinlenken der einzelnen Begebenheiten zu dem aufgestellten Prinzipe" der Wahrheit geschadet und der „reine Geist der Geschichte" verdorben werden könne. Sein Hinweis, daß dies durch einige übertriebene Anhänger der kantischen Schule geschehen wäre, zeigt, daß Gotsch sich der Problematik aller doktrinären Konstruktion in der Geschichte bewußt war[146]).

In engstem Zusammenhang mit den teleologischen Gedanken der

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Aufklärung im Sinne eines stetigen Fortschrittes des Menschengeschlechts steht die Beurteilung des Mittelalters und damit auch die der Antike. Denn dies ist erst in zweiter Linie ein Problem der Periodisierung, in erster Linie jedoch eine Frage der historischen Einschätzung und Bewertung.

Die Historiographie der Aufklärung hatte nicht mehr das unbedingte Gefühl von der durch die Antike gegebenen Norm, welche die Grundlage der Beurteilung aller späteren Leistungen der Menschheit abgeben soll. Die Aufklärung hatte ein Gefühl der Überlegenheit auch gegenüber der antiken Kultur[147]). Fand doch die Antike oft sogar eine negative Beurteilung; so hat Schlözer die politische Unfähigkeit der Griechen betont und sie darum verachtet, und Voltaire löste die Patina von der antiken Geschichtsschreibung[148]). Gotsch sah gewiß die Mängel des griechischen-staatlichen Lebens, aber er verachtete die Griechen nicht wegen der Kleinräumigkeit ihrer politischen Bühne wie der Göttinger Historiker. Für ihn sind sie nur das „bedauerungswürdige Opfer innerer Zwietracht". Sonst aber sieht er ohne Einschränkung im antiken Griechentum die „besten Vorbilder und Lehrer in allen Feldern der Humanitet, die anmutsvollen, zartfühlenden Bildner des Schönen und Edlen, die welthistorischen Überwinder der Perser"[149]). Er läßt sich durch Schlözers Anbetung der räumlichen staatlichen Größe keineswegs blenden und wertet das Griechentum in seiner kulturellen Bedeutung. „Sey mir gegrüßt, schönes tapferes und weises Griechenland, das ich nun im Laufe der Zeiten erblicke, selbst nur auf deinem kleinen Poloponnes unendlich mehr wert als die ungeheuren Reiche Assyriens und Persiens" ruft er in einem Überschwang von Begeisterung, als er darangehen wollte, in seinen „Skizzen eines Kulturgemäldes . . ." das alte Griechenland zu zeichnen[150]). Bei Gotschs Bewertung der Antike sprechen nicht nur die Einwirkungen der alten, humanistischen Geschichtsschreibung mit, sondern es spielt auch bereits der Einfluß Winckelmanns eine nicht zu unterschätzende Rolle. Er selbst nennt Winckelmann als ein Beispiel dafür, wie ein einzelner Mann oft „große Veränderungen, Vorliebe für besondere Wissenschaft hervorbringe"[151]).

Die aus der Überschätzung der Antike entstandene Dreiteilung der Geschichte[152]) mußte die zwischen der eigenen Zeit und der Antike vorhandene Lücke mit dem Verlegenheitsbegriff der „mittleren Zeiten" ausfüllen. Solange die humanistische Weltanschauung

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

vorherrschend war, hatte diese Dreiteilung eine gewisse Berechtigung, die psychologisch begründet war. Die Aufklärung löste sich, wenn auch nur langsam von der Auffassung, welche die Begriffe „mittleres Zeitalter" und „barbarisches Zeitalter" gleichsetzte. Hatte Schiller gemeint, das Mittelalter habe es ermöglicht, daß in der Neuzeit ein noch „männliches Geschlecht" in die Arme der Weisheit geführt wurde[153]), so sah auch Gotsch nicht nur aus der Notwendigkeit des Fortschrittsgedankens heraus im Mittelalter die „Grundlage unseres Zeitalters"[154]).

Bei der Betrachtung der Stellung Gotschs zum Mittelalter ist auch die Frage der Periodisierung von Interesse. Gotsch kennt nicht mehr die von Alfred Dove später als hellenistisch bezeichnete Viermonarchientheorie[155]), er hält sich an die aus dem subjektiven Empfinden des Humanismus entstandene Dreigliederung des ganzen geschichtlichen Geschehens in drei große Perioden: Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Aber aus dem Gefühl der großen Bedeutung der eigenen Zeit greift er bereits zu dem Mittel, der Neuzeit eine „Neueste Zeit" (seit der Französischen Revolution) anzugliedern. Doch ist er nicht immer konsequent in seiner Periodenbildung. So kennt er gelegentlich auch den Begriff einer „Ältesten Geschichte" (bis zur Eroberung Babylons durch Cyrus), so daß dann an Stelle der Dreigliederung eine Zerlegung der Weltgeschichte in fünf Perioden tritt[156]).

Die gewiß mehr methodische Frage der Grenze zwischen den einzelnen Perioden ist stets ein Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion gewesen. In seiner „Methodologie" zählt Gotsch das Mittelalter vom Ende des weströmischen Reiches und läßt den Begriff gelten bis zum Jahre 1648. Er weicht damit von den üblichen Epochejahren ab. Gewiß, auch in unserer Zeit ist die Tendenz, das Mittelalter etwa bis 1650 gelten zu lassen, noch vorhanden[157]).

Merkwürdiger aber ist, wenn Gotsch durchaus nicht folgerichtig in seiner „Geschichte der Kultur" die „Neue Geschichte" bereits mit der Völkerwanderung beginnen läßt, und darin das Mittelalter nur als „Abteilung dieses Zeitraumes" gelten läßt[158]). Es kommt damit eine bemerkenswerte Ansicht zum Ausdruck, die an Stelle der humanistischen Dreiteilung der Geschichte, das ganze historische Geschehen nur in zwei Großperioden gliedert, in die Antike und in die Moderne. Das Mittelalter verschwindet, gehört zu dieser „Neuzeit", ist ihre Vorstufe, ein „Vehikel des Fortschritts"[159]) und wird

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

damit von dem schon dem Namen „Mittelalter" anhaftenden Vorwurf, Zwischenstufe des Verfalls zwischen Altertum und Neuzeit zu sein, befreit.

Gotsch ist, mag er sich auch in einzelnen Fragen oder durch gewisse Abstufungen von bestimmten festliegenden Auffassungen der üblichen Aufklärungshistorie unterscheiden, in stärkstem Maße abhängig von der literarischen Produktion seiner Zeit. Diese Schriften etwa Voltaires oder des Engländers Robertson wurden in Linz gerne gelesen und sind mit zahlreichen anderen historischen Werken sogar dem breiteren Leserpublikum in Leihbüchereien, wie ein Katalog der Eurichschen Leihbücherei beweist, zur Verfügung gestanden[160]). Gotsch kannte fast die gesamte zeitgenössische Literatur, die deutsche ebenso, wie die französische und englische, und zehrte in weitem Ausmaß von ihr.

Vielleicht war er sich über die Bedeutung einzelner Autoren gerade für seine Geschichtsschreibung oft nicht ganz im klaren. Es ist sonst schwer verständlich, wie er sich zu Voltaire stellt. Denn in der ganzen Art seiner Geschichtsschreibung steht er auf Voltaires Schultern; auch er schildert ja die „moeurs" und hält sich an den durch Voltaire geschaffenen Typus der Kulturgeschichte[161]). Er glaubt zwar auch Voltaires Bedeutung zu kennen und meint, seine Verdienste seien „so groß, als die eines Voltaire" sind, Voltaire habe durch seine Universalgeschichte dazu beigetragen, den historiographischen Stil zu verbessern. Doch bezeichnet er Voltaires Oberflächlichkeit und Unwissenheit in vielen Dingen als großen Mangel; Gotsch hat kein Verständnis für Voltaires Spott und Frivolitäten und ist empört über die Respektlosigkeit des Franzosen. Namentlich macht Gotsch Voltaire zum Vorwurf, daß er über „der Menschheit wichtigste Angelegenheit, die Religion, spottet"[162]). Denn wenn auch der Linzer Historiker den Vorrang der Vernunft gegenüber der Religion betont, wenn ihm die Religion lediglich eine Äußerung der Vernunft ist, so spricht er doch die Überzeugung aus, daß Philosophie „nur oberflächlich gekostet von Gott ableitet, aber völlig erschöpft zu ihm zurückführt". Er ist des Glaubens, daß die „wahre Aufklärung" von Gott am überzeugendsten spreche; „ihr antwortet das Herz des Menschen auf jedem Fleck der Erde mit einem süßen Schauder, mit dem heiligsten Wunsche besser zu werden, würdig eines solchen Schöpfers"[163]).

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Aber trotz dieser Gegnerschaft Gotschs zu Voltaire wäre dessen Wirken gar nicht ohne den Franzosen denkbar. Denn abgesehen von den zaghaften Versuchen zur Kulturgeschichte in der „Historie litteraire" (1733) der Franzosen ist die Kulturgeschichtsschreibung eine Schöpfung Voltaires[164]). Gotsch hat mit den ganzen Mängeln der Kulturgeschichtsschreibung der Aufklärung auch gemeinsam, daß seine Arbeiten auf keinen Quellenstudien beruhten. Es hätte auch ohne diese allgemeine Abneigung der Kulturgeschichtsschreibung der Aufklärung gegen die quellenmäßige Forschung ihm die innere Ruhe gefehlt zu einem erst nach langer, mühevoller Arbeit reifenden Werk.

In dem ersten Band seiner Kulturgeschichte behandelt Gotsch nur die allgemeinen Ideen zur Kulturgeschichte. In einer kurzen Erläuterung über den Begriff der Geschichte und in einem „Prospekt" skizziert er den Aufbau seines Werkes und definiert die „allgemeine Weltgeschichte" als eine „pragmatische Darstellung sämtlicher durch Naturnotwendigkeit und Vernunftfreiheit bewirkten Produkte menschlicher Tätigkeit, insoferne sie auf die Menschheit Bezug haben[165]). In diesem weiten Rahmen behandelt Gotsch nach der Art des „Schubladensystems", wie man Voltaires Methode bezeichnete[166]), die Geschichte der Erde und des Menschen. Die physischen, intellektuellen und sittlichen Anlagen des Menschen, die Einflüsse der Umwelt, Lebensart, Religionen, Gebräuche, Krieg, Handel, Künste und Wissenschaften werden im Sinne der „philosophischen" Geschichtsschreibung der Zeit im Hinblick auf Vernunft und Aufklärung eingehend betrachtet.

Montesquieus Klimalehre hat stark auf Gotsch gewirkt[167]). Aber er verkannte keineswegs die Gefahr einer Überschätzung äußerer Einflüsse; darum freute er sich über den Engländer David Hume, daß er das „Publikum von den Irrthümern und Paradoxen" befreit habe, „denen die Beredsamkeit und epigrammatische Kürze des Montesquieu die Gestalt der Wahrheit gegeben hatte". Gotsch war es auch bekannt, daß die Klimalehre keine Errungenschaft seiner Zeit war und er verweist auf deren antiken Ursprung und Montesquieus Vorläufer, wie Macchiavell und Bodin[168]). Hingegen machte er sich Montesquieus Lehre von der Teilung der Gewalten zu eigen[169]).

Er schöpft aus der Staatslehre seines Jahrhunderts, er borgt da und dort. Er scheint nicht Hobbes oder Puffendorf, auf die er sich

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

beruft, selbst gelesen zu haben. Es ist gewiß, daß Gotschs Fundgrube die überreiche deutsche wissenschaftliche Literatur in erster Linie bildete. Im Besonderen findet Gotsch für die Staatslehre in seinem Wiener Schutzherrn Sonnenfels eine Stütze. Mit Sonnenfels betrachtet er die Staaten als „mehr oder minder große bürgerliche Gesellschaften, wo sich die Mitglieder allgemein geltenden Gesetzen unter der Vollziehung eines oder mehrerer Mitglieder unterwerfen". Und wie der Wiener Meister der josefinischen Staatslehre sieht auch Gotsch den Zweck dieser Unterwerfung in der Erreichung größerer Vorteile[170]). Im Sinne des eudaimonistischen Aufklärungsstaates sind Erhaltung, Sicherheit und Bequemlichkeit des Ganzen Endzweck der Unterwerfung. Auch die Abneigung gegen Rousseau hat der Linzer Historiker mit Sonnenfels gemeinsam[171]).

Naturgemäß mußte die an Talenten so reiche Göttinger historische Schule für Gotsch von Bedeutung sein. Gewiß zeigte es sich, daß Gotsch bei Beurteilung des antiken Griechentums vom Haupt der Göttinger Schule, von August Ludwig Schlözers Auffassung beträchtlich abwich. Er tat dies auch in manch anderer Hinsicht, so etwa bei der Formulierung des Volksbegriffes, bei welcher er zunächst an Schlözer anknüpft, den „politischen" Volksbegriff jedoch von Hufeland nimmt. Denn während der Begriff Volk „im politischen Verstande" bei Schlözer wesentlich enger ist und nur die durch „Stände oder Repräsentanten vertretenen Landeseinwohner" umfaßt[172]), bezeichnet Gotsch im Anschluß an Hufeland Volk als den „Inbegriff aller Staatsbürger, d. i. aller, die durch Vereinigungs- oder Verfassungstraktat verbunden sind"[173]). Aber in wichtigen anderen Punkten fußt Gotsch stark auf Schlözer. So liebt er bei aller Entschuldigung der politischen Kleinräumigkeit des klassischen Griechentums die Großreiche. Er bewundert Cyrus, weil er die erste Großmonarchie, den ersten „großen und bleibenden Völkerverein von drey Welttheilen" schuf und weil „solche Verbindungen stets einen großen Einfluß auf die Cultur" hatten, „indem sie Erfindung, Künste, Kenntnisse, Sprache und Gesetzgebung weit verbreiteten[174]). Schlözer verdankt er wohl auch die Weitung des Blickes auf die außereuropäische Geschichte, namentlich auf Asien[175]). Zweimal, meint Gotsch, sei die Kultur und Aufklärung aus Asien nach Europa gekommen, in der Antike und zur Zeit der Kreuzzüge[176]).

Aber nicht nur dem Bedeutendsten der Göttinger Schule ist Gotsch in vielem verpflichtet, auch die Spuren Spittlers, Gatterers

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

und des an Montesquieu anknüpfenden Historikers Heeren sind in Gotschs Schriften zu finden[177]). Aus Gatterers Diplomatik schöpft er seine Bewunderung, aber spärliche Kenntnis der Urkundenlehre und die Göttinger Schule bestärkt seinen Glauben, daß nach der alten „zurückschreckenden Methode" der Geschichtswissenschaft, die nur das Gedächtnis „quälte", nun eine neue, fruchtbare Zeit anbreche und daß die neue, wahrhaft historische Methode „alle denkenden und lebhaften Köpfe an sich" locke[178]). Gotsch hat aber auch bereits das richtige Gefühl, welche Bedeutung Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zukommt in ihrer grundsätzlich neuen Auffassung des geschichtlichen Geschehens. Er bezeichnet Herder wegen seiner „Ideen" als unsterblich und nennt das Buch selbst „eines der wichtigsten und tiefgedachtesten, das schon sehr vielen Einfluß auf die Bearbeitung der Geschichte äußert und noch mehr äußern wird"[179]).

Mit dieser prophetischen Schau von der umwälzenden Einwirkung der Ideen Herders findet Gotsch den Anknüpfungspunkt an die neuen zukunftverheißenden Ideen, aus denen heraus es zur Überwindung der Aufklärung namentlich im Bereich des historischen Denkens kommen sollte.

Gotsch steht im Rahmen der Geschichte der Aufklärung in Oberösterreich etwa im Scheitelpunkt des ungefähr ein Jahrhundert währenden Zeitraumes der „Aufklärung" und schöpft bereits aus dem ausgereiften Gedankengut dieser Zeit, ohne das beginnende Abgleiten des Vernunftzeitalters bewußt zu erleben. Er ist Träger, nicht in erster Linie Schöpfer des Geistes der Zeit. Er ist einer unter den zahllosen Geschichtsschreibern der Aufklärung, doch aus dem Gesichtswinkel der Landesgeschichte betrachtet, steigert sich seine Bedeutung. Denn durch sein Wirken in Linz trug er wesentlich dazu bei, daß sich das Allgemeine der Aufklärungshistoriographie in dem individuellen geistigen Antlitz des Landes Oberösterreich und im besonderen der Stadt Linz am Ausgang des 18. Jahrhunderts offenbart.

Schlußwort.

Die Porträts dieser drei Männer aus der Zeit der oberösterreichischen Aufklärung, die uns die Vielfalt der Geistigkeit des 18. Jahrhunderts in Oberösterreich vor Augen führen sollten, zeigen sehr verschiedene Züge. In mancher Hinsicht steigert sich diese Ver-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

schiedenartigkeit bis zur Gegensätzlichkeit. Und doch sollten sie neben dem reichen, wandlungsfähigen Geist der Aufklärung auch die einheitliche Tendenz, von der diese Zeit beherrscht wird, zum Ausdruck bringen.

Diese Verschiedenartigkeit der drei Gestalten, die als einzelne die Buntheit, in ihrer Gesamtheit jedoch die Einheit im Gefüge der Aufklärung zeigen, hat sehr mannigfache Ursachen. Hier erscheinen sie als Typen für bestimmte Richtungen innerhalb derselben Zeit, aber sie waren auch Einzelpersönlichkeiten mit einer sehr stark ausgeprägten Individualität. Sie waren in ihrer geistigen Entwicklung den verschiedensten Einwirkungen ausgesetzt, schöpften aus anderen Quellen, waren von anderer Herkunft und knüpften an andere Traditionen. In ihrem persönlichsten geistigen Dasein gehörten sie gleichsam verschiedenen Bezirken der „Aufklärung" an, die nebeneinander existierten, aber in der Struktur der Aufklärungszeit zugleich eine zeitliche Schichtung bedeuten. Denn jede Epoche, die wir als eine geistig-seelische Einheit empfinden und zeitlich abgrenzen, hat im Längsschnitt gesehen Stufen oder Schichten, die zugleich die Entwicklung des Geistes der Epoche darstellen.

Bei einem Versuch, mit dem Mittel der biographischen Gestaltung die Tendenzen eines Zeitalters darzustellen, hat demnach der Unterschied der Generationen die entscheidende Bedeutung. Das Leben der als typenhaft erkannten Persönlichkeiten zeigt eine starke Parallelität mit dem Entwicklungsgang des Geistes der Zeit, denn diese Stufung ist keineswegs starr im Sinne eines geschichtsphilosophischen Systems, sondern es ergeben sich Berührungen, Überschneidungen wie im Leben der agierenden Personen einer Zeit.

Fixlmillner, Eybel und Gotsch trennen voneinander jeweils 20 bis 30 Jahre. So gehört Plazidus Fixlmillner der ersten, Eybel der zweiten, Gotsch jedoch erst der dritten Generation des 18. Jahrhunderts an. Nichts mag mehr die Bedeutung des Unterschiedes der Generationen kennzeichnen als die Beziehung auf einen festen Punkt der Zeit, ein bedeutendes Ereignis, das die in Frage stehenden Persönlichkeiten zugleich erlebten. Das Leben der drei oberösterreichischen Aufklärer spielte sich ab in den Jahren von 1721 bis 1805. Von diesen 84 Jahren, in denen wenigstens einer von den dreien lebte, waren es jedoch nur 22 Jahre, in denen sie alle zugleich am Leben waren (1769—1791). In diese kurze Spanne Zeit fällt das bedeutendste Ereignis des 18. Jahrhunderts, die Französische Re-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

volution. Sie war der eigentliche Gipfelpunkt der Aufklärung und das Produkt ihres Geistes in einem elementaren Durchbruch. Gewiß mochten nicht alle Zeitgenossen wie Goethe bei seiner Kriegsreise in die Champagne die erschütternde Empfindung und Gewißheit gehabt haben, daß eine neue Epoche der Geschichte beginne. Aber die Gewalt und Naturhaftigkeit des Ereignisses war so groß, daß es wenigstens zu einer inneren Stellungnahme zwang. Und hiefür ist die Generationszugehörigkeit von entscheidender Bedeutung und charakterisiert gleichsam das Verhältnis der einzelnen Entwicklungsphasen der Aufklärung zu diesem Ereignis.

Fixlmillner war, als das Jahrzehnt der Revolution begann, fast siebzigjährig und stand am Ende seines reichen Lebens. Er hat kein Zeugnis seiner Stellung zur Revolution hinterlassen. Kremsmünster hatte sich mit Mühe über die Ära Josefs II. hinüber gerettet und der Astronom fand schwerlich Forum und Gelegenheit, zu diesem Ergebnis der Ideen des 18. Jahrhunderts Stellung zu nehmen. Vielleicht hieß ihn stille Resignation schweigen; denn die Revolution mußte ihm fremd sein seiner ganzen Natur und seiner ursprünglichen Herkunft aus dem barocken Katholizismus nach. In ihm manifestierte sich die Freude seines Jahrhunderts an den Naturwissenschaften, die Abschüttelung des scholastischen Formalismus und die starke Hinneigung zu Leibniz und Wolff. Aber die Franzosen waren ihm fern wie die Staatskirchenrechtler, Febronianer und Jansenisten.

Joseph Valentin Eybel hingegen stand auf der Höhe seines Lebens und Wirkens, als die Franzosen die Bastille stürmten. Er hatte das fünfte Jahrzehnt seines Lebens noch nicht überschritten. Aber die Revolution bedeutete zugleich den Wendepunkt seines Lebens. Dem unbedingten Anhänger des aufgeklärten Absolutismus mußte die durch die Französische Revolution gekennzeichnete Entwicklung als ein Irrweg, als „Afteraufklärung" erscheinen. Er hatte die Ideen des josefinischen Staates leidenschaftlich vertreten, ein im Grunde absolutes System, das die allgemeine Wohlfahrt als ihr Ziel gesehen hatte. Kirchenrechtliche und kirchenreformerische Tendenzen gingen bei Eybel eine innige Verbindung mit den Ideen des aufgeklärten absoluten Staates ein und so wurde er ein prägnanter Vertreter des Josefinismus, den man als den unechten Bruder der Aufklärung bezeichnet hat. An der Ablehnung der Revolution fand Eybel sich mit Fixlmillner, fanden sich Josefinismus und frühe, kirchlich bestimmte Aufklärung.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Mark Anton Gotsch war im Jahre 1789 erst 20 Jahre alt, begrüßte die Revolution und stand ihrem frühlinghaften Sturm in jugendlichem Hoffen gegenüber. Er hatte sich in seiner Kulturgeschichte nicht auf eine Linie mit den Franzosen stellen wollen und wurde doch Zeuge ihres beherrschenden Einflusses in der Aufklärung. Ihn hinderte nicht die Weisheit des Alters wie Fixlmillner oder die Enttäuschung Eybels an einem hoffenden Glauben an die Ideen von 1789.

Dieses Messen der drei Gestalten an ihrem Verhältnis zur Revolution läßt die Bedeutung der Generation vielleicht etwas kraß, aber gewiß deutlich in Erscheinung treten. Doch trennt der Generationsunterschied diese drei Erscheinungen des oberösterreichischen Geisteslebens nur innerhalb des Rahmens, der durch den Begriff der „Aufklärung" gegeben ist. Äußerlich ist es die schmale Brücke der 22 Jahre, die sie an dieselbe Zeit bindet, geistig bindet sie ihre Zugehörigkeit zum Zeitalter der Vernunft aneinander. Denn der Glaube an die beherrschende Kraft der Vernunft, zaghaft oder unbedingt, war ihnen allen gemeinsam, wie er Gemeingut ihres Jahrhundertes war.

---

[1]) Vgl. F. Friedrich, Perioden der Ideengeschichte. Histor. Zeitschrift, 122 (1920), S. 19 ff.

[2]) Pachmayer, Historico-chronologica Series Abbatum et Religiosorum Monasterii Cremifanensis (1777—1782), S. 732.

[3]) E. Mühlbacher, Die literarischen Leistungen des Stiftes St. Florian bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (1905), S. 144, Anm. 2.

[4]) H. Sturmberger, Studien zur Geschichte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts in Kremsmünster, Mitt. d. Österr. Inst. f. Geschichtsforschung, 53 (1939), S. 423.

[5]) Vergl. R. Hittmair, Der josefinische Klostersturm im Land ob der Enns (1907), S. 298; M. Hiptmair, Geschichte des Bistums Linz (1885), S. 95.

[6]) Über Berghofer vergl. außer Wurzbach, Biographisches Lex. d. Kaisertums Österreich 1, S. 307, auch Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte 2, S. 373. Einen Neudruck der Selbstbiographie brachte 1944 Der Goldene Bogen (Linz); s. auch H. J. Schmidt, Selbstzeugnisse im oberösterr. Schrifttum, Oberöst. Heimatblätter 1 (1947), S. 54.

[7]) Vergl. Arneths Schriften: Gymnasialstudien in Österreich (1849), S. 40.

[8]) F. Valjavec, Der Josephinismus (1944), S. 82.

[9]) Sturmberger, Aufklärung, S. 465, 472.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

[10]) Immanuel Kants frühere noch nicht gesammelte kleine Schriften (Linz, 1795).

[11]) Wurzbach 55, S. 13.

[12]) Über Sailer, vgl. F. Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 4, S. 50 ff.

[13]) G. Loesche, Von der Duldung zur Gleichberechtigung (1911), S. 122.

[14]) Über Boos: M. Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche (1931), 2, S. 470; über das Verfahren gegen ihn: G. Loesche, Martin Boos letzter Prozeß in Österreich. Aus Deutschlands kirchlicher Vergangenheit (1912); über Sailers Stellung zu Boos vgl. G. Schauer, Drei Abhandlungen über Boos und Sailer, Linzer Theol. prakt. Quartalschrift, XXIII, z. B. S. 378.

[15]) Valjavec, Josephinismus, S. 30.

[16]) G. Th. Ziegler, Sechzehn Thesen des hochwürdigsten Erzbischofs von Köln mit den Einwendungen gegen dieselben und mit der katholischen Dogmatik verglichen (Linz, 1838).

[17]) F. Korger, Franz Kurz, Jahrb. d. o.-ö. Musealvereins 82 (1928), S. 179, Anm. 1.

[18]) W. Dilthey, Studien zur Geschichte des deutschen Geistes, Ges. Schriften 3 (1927), S. 12.

[19]) Über Fixlmillner und die Verhältnisse in Kremsmünster, vgl. S. Fellöcker, Geschichte der Sternwarte der Benediktinerabtei Kremsmünster, Gymn. Progr. Kremsmünster 1865; Sturmberger, Aufklärung in Kremsmünster a. a. D.

[20]) Alexander Fixlmillner, Abt v. Kremsmünster, 1731—1759.

[21]) Pachmayrs, Series, S. 808/9.

[22]) H. Schmalenbach, Leibniz (1921), S. 537.

[23]) 1740—45.

[24]) Muretus Cremifanensis, Stiftsbibl. Kremsmünster, Neuere Handschriften; vgl. Sturmberger, Aufklärung, S. 423.

[25]) W. Frauendienst, Wolff als Staatsdenker, Histor. Studien 171 (1917), S. 28 u. 73.

[26]) Mühlbacher, St. Florian, S. 96.

[27]) Diarium Heinrich Pichlers 2; vgl. Sturmberger, Aufklärung, S. 460.

[28]) Über Wittola bei E. Winter, Der Josefinismus und seine Geschichte (1943), S. 177; S. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. (1868), S. 394; über de Luca, I. Zibermayr, Die Gründung des o.-ö. Musealvereines, Jahrb. d. o.-ö Musealver. 85 (1933), S. 103.

[29]) Brief Dornfelds an Landeshauptmann Thürheim, O.-ö. Landesarchiv, Weinberger Archivalien, Aktenbd. 70, Nr. 43; vgl. auch Brunner, Dienerschaft, S. 404.

[30]) Über Eybel vor allem R. Hittmair, Klostersturm, S. 55; Wurzbach, 4, S. 118; Allgemeine Deutsche Biographie 6 (1877), S. 451; F. J. Schulte, Geschichte der Quellen und Literatur des Canonischen Rechtes von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart 1 (1880), S. 255.

[31]) L. Doberschitz, Kritische Versuche. Was ist ein Pfarrer? Wider den Provinzialdefinitor in Österreich von Eybel (1782), Manuskr. Stiftsbibl. Kremsmünster, Nr. 379; Brunner, Dienerschaft, S. 112. Anm.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

[32]) Eybel, Einleitung in das katholische Kirchenrecht 2. (1779), Vorwort; G. Holzknecht, Ursprung und Herkunft der Reformideen Kaiser Josefs II. auf kirchlichem Gebiet (1914), S. 17.

[33]) Dekret der böhm.-österr. Hofkanzlei v. 5. Juni 1776, Archiv der Universität Wien, Konsistorialakten, Fasz. 1, I. Lit. E Nr. 6; Die Mitteilungen aus den Wiener Archiven verdanke ich Archivrat Dr. Goldinger, Wien.

[34]) Eybel, Trauerrede bey dem feyerlichen Leichengepränge des wohlgeborenen Herrn Paul Joseph v. Riegger, . . . gehalten in der Wiener Universität von J. V. Eybel; gedruckt in Eybels Gesammelte kleine Schriften, übersetzt von W. S. Heinze (Frankfurt, 1781), S. 18.

[35]) Eybel, Antrittsrede (Wien, 1773), ebenda S. 48.

[36]) Eybel, Trauerrede für Riegger, S. 34. Anm.

[37]) A. v. Arneth, Geschichte Maria Theresias 9 (1879), S. 189; ein unvollständiges Verzeichnis der Schriften Eybels bei Wurzbach 4, S. 118.

[38]) O. Schott, Geschichte der Freimaurer in Wien von den Anfängen bis zum Jahre 1792. Ungedr. Diss., Wien, 1939, S. 80 ff.

[39]) Dr. Feßlers Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft (1824), S. 53.

[40]) Allgem. Verwaltungsarchiv Wien, Unterrichtsarchiv, 4 Jus, Kan. Recht.

[41]) Th. Wiedemann, Die kirchliche Bücherzensur in der Erzdiözese Wien, Arch. f. österr. Geschichte 50 (1873), S. 301.

[42]) Holzknecht, Reformideen, S. 11.

[43]) Arneth, Maria Theresia 9, S. 293.

[44]) Feßler, Rückblicke, S. 52 ff.

[45]) Eybel, Kirchenrecht 1, Vorwort des Übersetzers (des in Linz wirkenden Exjesuiten Heinze), S. VII.

[46]) Linzer Zeitung, 1805, Nr. 55 vom 17. Juli 1805, Nachruf für Eybel.

[47]) Allg. Verwaltungsarchiv. Wien, Unterr. Arch. 4 Jus, Kan. Recht.

[48]) Holzknecht, Reformideen, S. 17 ff.

[49]) Eybel, Kirchenrecht 2, S. 18.

[50]) Eybel, Was ist der Papst? (1782) S. 27.

[51]) Holzknecht, Reformideen, S. 48.

[52]) Schulte, Geschichte, S. 224; Wurzbach 20, S. 420.

[53]) Handschriftl. Biographie Oberhausers im Stiftsarchiv Lambach, Aktenband 55 a.

[54]) Brief de Lucas an Landeshauptmann Thürheim v. 2. Februar 1779, Landesarchiv, Weinberger Archivalien, Aktenband 70, Nr. 44.

[55]) Winter, Josefinismus, S. 122.

[56]) Arneth, Maria Theresia 9, Anm. 320.

[57]) S. Brunner, Josef II. (1885), S. 158 .

[58]) De Legatis et Nuntiis Pontificum (1785); vgl. darüber Sturmberger, Aufklärung, S. 476.

[59]) Holzknecht, Reformideen, S. 11, Anm. 5; Hittmair, Klostersturm, S. 56.

[60]) Häutle, Archivalische Reisen im vorigen Jahrhundert, Arch. f. österr. Gesch. 54 (1876), S. 189.

[61]) Hittmair, Klostersturm, S. 112.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

[62]) Anmerkungen Spauns zum Referat Eybels in Ecclesiasticis v. 7. Dez. 1781, O.-ö. Landesarchiv, Weinberger Archivalien, Aktenbd. 22, Nr. 14.

[63]) Eybel, Anmerkungen zum Bericht in Ansehung der untersuchten und im Besitz genommenen Güter, welche Passau im Land ob der Enns und in dem Innviertel innen hatte (36 fol). 31. Mai 1783, Landesarchiv, Weinberger Arch., Aktenbd. 33, Nr. 19.

[64]) Vgl. Eybel, Sieben Kapitel von Klosterleuten (1782).

[65]) Hittmair, Klostersturm, S. 289, 316 und 323.

[66]) A. Czerny, Das neue Landesarchiv in Linz; Archival. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Kunst und histor. Denkmale 4 (1899), S. 37.

[67]) O.-ö. Landesarchiv, Regierungsarchiv, Publico Pol. Protokoll, 1785, Nr. 5326; ebenda Hofresolutionsbuch, 1785, Bd. 2, Nr. 5326.

[68]) F. Krinzinger, Das Wirken des Prämonstratenserstiftes Schlägl im letzten Jahrhundert (1818—1918) (1918).

[69]) Doberschitz, Kritische Versuche, S. 1.

[69]a) Eybel an Thürheim. Wels, 23. Dez. 1781. O.-ö. Landesarchiv, Weinberger Herrschaftsarchiv, Schuberbd. 1232. Hinweis durch G. Grüll.

[70]) Eybel, Was ist der Papst, S. 19, 26, 30, 36.

[71]) Valjavec, Josephinismus, S. 80.

[72]) Nagl-Zeidler-Castle, Literaturgeschichte 2, S. 301.

[73]) Schulte, Geschichte, S. 255/56.

[74]) K. Ritter, Kaiser Joseph II. und seine kirchlichen Reformen (1867), S. 106.

[75]) Winter, Josefinismus, S. 189.

[76]) Schott, Freimaurer, S. 80.

[77]) P. Mitrofanow, Joseph II. (1910), S. 782.

[78]) Eybel, Pfarrer S. 8; vgl. Valjavec, Josephinismus, S. 41.

[79]) Ebenda, S. 38 ff.

[79]a) Doberschitz, Kritische Versuche, S. 8, 18, 24, 34, 52, 55, 74, 77, 78, 94, 95; auch Rautenstrauch meinte über Eybel (und Sonnenfels), es fehle bei allen Kenntnissen an Bescheidenheit; vgl. Winter, Josephinismus, S. 190.

[80]) F. G. Liebrecht, Rekapitulation der Sieben Kapitel von Klosterleuten (1782), S. 110.

[81]) Eybel, Sieben Kapitel, S. 101, 116.

[82]) Über Eybels Pilgrime vgl. Holzknecht, Reformideen, S. 87.

[83]) Liebrecht, Rekapitulation, S. 223.

[84]) Doberschitz, Kritische Versuche, S. 1 und 6.

[85]) Eybel, Papst, S. 6 ff.

[86]) Schulte, Geschichte, S. 255.

[87]) Holzknecht, Reformideen, S. 11, Anm. 5; Mitrofanow, Joseph II., S. 679.

[88]) Brunner, Dienerschaft, S. 151.

[89]) Eine Zusammenstellung seiner Ämter, Landesarchiv, Weinberger Archivalien, Aktenbd. 20, Nr. 9.

[90]) Schott, Freimaurer, S. 80.

[91]) Ebenda, S. 99.

[92]) Göttergespräche, S. 12.

[93]) Ebenda, S. 507.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

[94]) Ebenda, S. 486.

[95]) Ebenda, S. 480.

[96]) Wurzbachs Angabe, Eybel habe 1787—1797 als Gubernialrat in Innsbruck gewirkt, was auch Schulte und die Allg. Deutsche Biographie übernahmen, scheint auf einem Irrtum zu beruhen. Eine Durchsicht der in Frage kommenden Tiroler Schematismen, der Repertorien des Gubernialarchivs in Tirol durch das Landesregierungsarchiv in Innsbruck ergab keine Anhaltspunkte für irgend eine Tätigkeit Eybels in Tirol. In den oberösterreichischen Schematismen dieser Zeit und auch in Hittmairs Klostersturm erscheint Eybel in den fraglichen Jahren als in Linz tätig. Eybels Personalakt ist im O.-ö. Landesarchiv, Regierungsarchiv nicht mehr vorhanden.

[97]) Sturmberger, Aufklärung, S. 465.

[98]) Gotsch ist im Jahre 1769 in Prag geboren; Wurzbach 5, S. 279.

[99]) Allg. Verwaltungsarchiv Wien, Unterr. Arch., Fasz. 241/68, Sept. 1801.

[100]) Nagl-Zeidler-Castle, Literaturgeschichte 3, S. 306. Gotsch, Allgemeine Ideen, Methodologie und Literatur zum Studium der Weltgeschichte (Linz, 1799), S. 128.

[101]) Allg. Deutsche Biogr. 22, S. 600.

[102]) Gotsch, Skizze eines Kulturgemäldes des Menschengeschlechts (1799), Widmung an J. v. Müller und Vorwort; Gotsch, Rede über das Studium der Geschichte in unserem Zeitalter (1798), S. 15.

[103]) Gotsch, Geschichte der Kultur des Menschengeschlechts im allgemeinen und jedes welthistorischen Volkes insbesondere (1803), 1, S. 163; Allg. Deutsche Biogr. 20, S. 573.

[104]) L. Sommer, Die österreichischen Kameralisten in dogmengeschichtlicher Beleuchtung (1925), 2, S. 319 ff.

[105]) J. Gaisberger, Geschichte des k. k. akademischen Gymnasiums zu Linz (1855), S. 63; I. Zibermayr, Die Flüchtung des Archivs der oberösterr. Landschaft in den Franzosenkriegen, Jahresbericht des Mus. Fr. C. 78 (1920), S. 64; F. Hochegger, Das höhere und mittlere Schulwesen Oberösterreichs vom Zeitalter Maria Theresias bis zum Jahre 1848, Ungedr. Diss. Innsbruck, 1936, S. 68.

[106]) Korger, Kurz, S. 179, Anm. 1; O.-ö. Landesarchiv, Arch. d. Linzer Lyzeums, HS. 9, Matrikelbuch d. Phil. Fakultät, 1778 ff; hier scheint Kurz in der Liste der Hörer der Universalgeschichte nicht auf.

[107]) Gaisberger, S. 64.

[108]) Mitteilung der Universität Wien an das O.-ö. Landesarchiv v. 10. Februar 1920 (Amtsakten 67/1920).

[109]) Gedanken über die Kultur, S. 66.

[110]) O.-ö. Landesarchiv, Regierungsarch. Publ. Pol., 1796, Einlaufprot. Nr. 9137.

[111]) Allg. Deutsche Biogr. 32, S. 165.

[112]) F. Günther, Das Lehrbuch der Universalgeschichte im 18. Jahrhundert, Deutsche Geschichtsblätter 8 (1907), S. 278.

[113]) Vortrag des Directorium in cameralibus et publico-politicis v. 10. Oktober 1796, Allg. Verw. Archiv Wien, Unterrichtsarch. Fasz. 327/61, 1796.

[114]) Ebenda.

[115]) Skizzen eines Kulturgemäldes, Widmung.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

[116]) Ideen, Methodologie . . ., Widmung.

[117]) Der Studienkonseß erstattete am 3. Dezember 1796 die Meldung über den Beginn der Vorlesungen. Landesarchiv, Regierungsarch. Publ. Pol. Einl. Prot. 1796, Nr. 16, 645; das Hofdekret enthielt auch die Zusicherung, daß Gotsch bei gegebener Gelegenheit befördert werde. Landesarchiv, Hofresolutionsbuch 1796, 2. Bd., S. 389.

[118]) Hofdekret vom 2. und 28. November 1797. Landesarchiv, Regierungsarchiv, Publ. Pol. 1797, Einl. Prot. Nr. 14.081 und 15.301.

[119]) Auf 600 fl. jährlich. Landesarchiv, Regierungsarchiv, Publ. Pol. Einl. Prot. 1799, Nr. 10.628, 10.953, 13.961.

[120]) Rede über das Studium der Geschichte; An die österreichische studierende Jugend bey ihrem Eintritte ins bürgerliche Leben und beim Anfange des 19. Jahrhunderts (1800).

[121]) Ideen, Methodologie, Vorerinnerung.

[122]) Ein unvollständiges Verzeichnis seiner Schriften bei Wurzbach 5, S. 280.

[123]) Geordnete Materien zum philosophischen Studium einer neuen Erd-, Menschen-, Staaten- und Kulturgeschichte mit einer stets begleitenden beurteilten Literatur (1799); auch Ch. G. Kayser, Deutsche Bücherkunde (1825), 1, S. 455, führt die beiden als identisch an.

[124]) Vorrede zum 2. Bd. der Kulturgeschichte; die „Annalen" und die frühen kleineren Schriften Gotschs standen mir nicht zur Verfügung.

[125]) Geschichte der Kultur 1, S. V.

[126]) Skizze eines Kulturgemäldes, Titelblatt.

[127]) Rede über das Studium der Geschichte, S. 3 ff.

[128]) Ebenda, S. 9.

[129]) An die österr. studierende Jugend, S. 3 ff.

[130]) Vortrag der galizischen Hofkanzlei v. 18. Juni 1801, Allg. Verw. Archiv Wien, Unterrichtsarchiv, Fasz. 241/68, v. 1801.

[131]) O.-ö. Landesarchiv, Regierungsarchiv, Publ. Pol. Einlaufprot. 1801, Nr. 393 und 209; die dazugehörigen Akten wurden 1848/49 vernichtet.

[132]) Allg. Verw. Arch. Wien, Unterr. Archiv, Fasz. 241/68, v. 1801; Das Gutachten stammt vom Wiener Professor der politischen Wissenschaften Watteroth, der Lehrerversammlung gehörte außer anderen auch der Schöpfer des österr. Bürg. Gesetzbuches v. Zeiller an.

[133]) O.-ö. Landesarchiv, Regierungsarchiv, Publ. Pol. Einl., Prot. 1801, Nr. 11, 781.

[134]) Geschichte der Kultur 2, Vorrede; Gotsch starb am 5. November 1802, Wurzbach a. a. O.

[135]) G. v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen (1916), S. 6.

[136]) Rede über das Studium der Geschichte, S. 5.

[137]) Ideen, Methodologie, S. 140.

[138]) F. Meinecke, Die Entstehung des Historismus (1936), S. 81.

[139]) Ideen, Methodologie, S. 138.

[140]) Vgl. etwa über das Verhältnis Franz Kurz zur „philosophischen" Geschichtsauffassung bei Korger, Kurz, S. 187 ff.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

141) Skizzen eines Kulturgemäldes, S. 29.

142) A. Schreiber, Das Mittelalter, universalhistorisches Problem vor der Romantik, Archiv für Kulturgeschichte 31 (1943), S. 99.

143) Ideen, Methodologie, S. 96.

144) Ebenda, S. 139.

145) Schreiber, Mittelalter, S. 104.

146) Ideen, Methodologie, S. 140.

147) Schreiber, Mittelalter, S. 111.

148) E. Fueter, Geschichte der Neueren Historiographie (1911), S. 360 u. 373.

149) Ideen, Methodologie, S. 54.

150) Skizzen eines Kulturgemäldes, S. 123 ff.

151) Ideen, Methodologie, S. 99.

152) A. Dove, Der Streit um das Mittelalter, Histor. Zeitschr. 116 (1916), S. 215 ff.

153) Schiller, Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter (1789 und 1792); vgl. Schreiber, Mittelalter, S. 117.

154) Ideen, Methodologie, S. 27.

155) H. Spangenberg, Die Perioden der Weltgeschichte, Histor. Zeitschr. 127 (1937), S. 7.

156) Ideen, Methodologie, Prospektus.

157) F. Friedrich, Perioden der Ideengeschichte, a. a. O., S. 3.

158) Geschichte der Kultur 1, S. 16; hier läßt jedoch Gotsch das Mittelalter bis 1517 reichen.

159) Schreiber, Mittelalter, S. s. 105.

160) Bücherverzeichnis der Leihbibliothek F. Eurich, Linz, 1817.

161) P. Sakmann, Das Problem der historischen Methodik und der Geschichtsphilosophie bei Voltaire, Histor. Zeitschr. 97 (1906), S. 327.

162) Ideen, Methodologie, S. 129.

163) Geschichte der Kultur, S. 225.

164) Fueter, Historiographie, S. 324 und 351.

165) Geschichte der Kultur, S. 9.

166) Fueter, Historiographie, S. 354.

167) Ideen, Methodologie, S. 98.

168) Geschichte der Kultur, S. 168 ff.

169) Ebenda, S. 371.

170) Ideen, Methodologie, S. 34 ff; vgl. Sommer, Kameralisten 2, S. 327.

171) Geschichte der Kultur, S. 327, Sommer, Kameralisten 2, S. 331.

172) A. Berney, A. L. Schlözers Staatsauffassung, Histor. Zeitschr. 132 (1915), S. 23.

173) Ideen, Methodologie, S. 34.

174) Skizzen eines Kulturgemäldes, S. 113.

175) A. L. Schlözers kritisch-histor. Nebenstunden (1797), S. I ff.

176) Skizzen eines Kulturgemäldes, S. 67.

177) Besonders Spittlers Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten (1793) findet bei Gotsch großen Anklang.

178) Rede über das Studium der Geschichte, S. 5.

179) Ideen, Methodologie, S. 108 und S. 144.